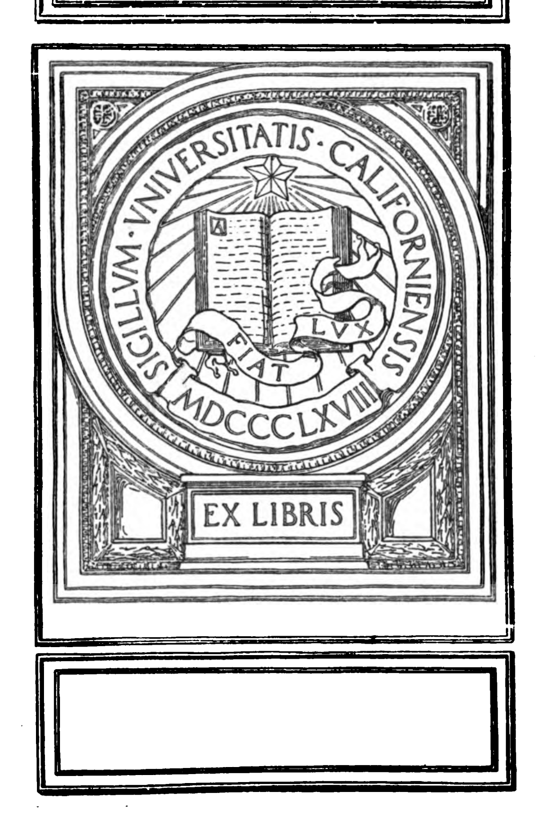

$B 44 850


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google

Leibniz

als Verfasser

von

zwölf anonymen, meist deutsch politischen

Flugschriften,

nachgewiesen

von

Dr. Edmund Pfleiderer.

„Wenn es nach mir gienge, müßte der große Leibniz keine Zeile vergebens geschrieben haben"
Lessing W. 9, 150.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Leibniz

als Verfasser

von

zwölf anonymen, meist deutschen politischen

Flugschriften

nachgewiesen

von

Dr. Edmund Pfleiderer.

„Wenn es nach mir gienge, müßte der große Leibniz keine Zeile vergebens geschrieben haben".
Lessing, W. 9, 150.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Druck von L. Fr. Fues in Tübingen.

Vorwort.

In vorliegendem Schriftchen erlaube ich mir, den Fachkreisen, insbesondere allen Arbeitern an einer Herausgabe der leibnizischen Werke einen interessanten Fund zu wohlwollender Beachtung und Berücksichtigung vorzulegen, den ich bei Gelegenheit meiner filosofisch-geschichtlichen Studien gemacht zu haben glaube. Mein Nachweis, daß von etwa zwölf anonymen, fast durchaus deutsch-geschriebenen politischen Schriften aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Niemand anders als der große Leibniz der Verfasser sei, soll zwar zunächst Rechenschaft darüber ablegen, daß ich bei meinem Versuch einer Gesammtschilderung desselben „als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger" (Leipzig 1870) jene alten Schriften als die Seinigen mitbenützt und verwerthet habe. Indeß ist besonders seit etlichen Jahren die Theilnahme für den herrlichen Mann in so erfreulicher Weise von neuem rege geworden, daß ich auf Grund davon neben jenem besondern Zweck wohl hoffen kann, meine Untersuchung werde, von den politischen Geschichtsschreibern ganz abgesehen, z. B. auch von Seiten der Literar- und Kulturhistoriker nicht für werthlos gehalten werden.

Es sei mir schließlich auch bei der Bevorwortung dieses Schriftchens ein Wunsch vergönnt, der schon von andern (und zwar politisch unter sich sehr abweichenden) Seiten in letzter Zeit wiederholt ausgesprochen wurde, ein Wunsch, welcher eben bei vorliegender Arbeit sosehr nahegelegt und berechtigt ist. Ich

A 2

meine die Erlaubniß an Dr. Klopp, seine treffliche, ächt wissenschaftliche und so hoch über den gleichzeitigen französischen Versuchen stehende Ausgabe der leibnizischen Werke fortsetzen zu dürfen. Wer nur einen Blick in meine größere Schrift über Leibniz wirft, wird mich gewiß für Alles eher, als für einen politischen Gesinnungsgenossen des hannoverischen Gelehrten halten. Um so unbefangener und unverdächtiger glaube ich diese Bitte aussprechen zu dürfen. Vielleicht, daß man in den maßgebenden Kreisen am Ende doch noch auf die unverhohlen und unverdrossen geäußerte öffentliche Meinung hört. Ist doch kaum abzusehen, warum eine solche, entweder neutralwissenschaftliche oder für Preußen jedenfalls nicht ungünstige Unternehmung, wie es die einfache Herausgabe der leibnizischen Werke ist, durch die neuesten politischen Verwicklungen gestört oder zerstört werden solle. Der Unstern der alten deutschen Zustände hat so lange seine Wirkung zu Ungunsten Leibnizens und seiner allgemeinen Anerkennung geübt, soll er es nun auch noch im Nieder- und Untergang thun? Das aber wäre so ziemlich sicher der Fall, wenn das Werk der kundigen und in das wirre Chaos einmal tüchtig eingearbeiteten Hand Klopps entzogen würde. Was aber dem deutschen Volk durch die Hemmung einer vollständigen Leibnizausgabe an seinem Erb- und Eigenthum vorenthalten würde, darüber kann ja wohl kein Streit sein. Ist unser Volk neu erstanden, so möge endlich auch der große Todte, den wir zu unseren Besten zählen müssen, in der geistigen Gestalt seiner Werke die Auferstehung aus anderthalbhundertjährigem Dunkel der Verkennung und Vergessenheit feiern.

Tübingen an Leibnizens 155sten Todestag, 14. Nov. 1869.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Noch Rühs („Entwicklung des französischen Einflusses in Deutschland, Berlin 1815"), der so viele deutschgesinnte Männer und Schriften aus jener dunklen Zeit Deutschlands gegen Ende des 17ten Jahrhunderts anführt, — für das Verdienst Leibnizens, des bedeutendsten Gegners von Ludwig XIV. mit den Waffen des Geistes und der Feder, für Leibnizens Ehre, sage ich, hat er kein Wort. Ja, das Verwerfungsurteil, das er (S. 181) über Konring wegen seiner Mittelmeervorschläge an Ludwig fällt, hätte durch Mißverständniß sehr leicht auch auf Leibniz fallen können, wenn man damals schon von seinem ägyptischen Vorschlag mehr gewußt hätte. Das einzige Mal, wo Rühs meines Wissens in obiger Schrift Leibniz erwähnt (S. 169), weiß er nichts von ihm zu sagen, als daß selbst *er* seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit verwendet habe, eine höchst undeutsche Sache (die Fürstensuveränität im Caesarinus Furstenerius) auszuschmücken, was fortan das Feldgeschrei aller deutschen Publizisten der damaligen Zeit geworden sei. Was es selbst mit *diesem* Vorwurf gegen Leibniz auf sich habe, wird im Folgenden einmal gelegentlich berührt werden.

Nachdem noch im Jahre 1831 Lindner, der Neuherausgeber der leibnizischen „unvorgreiflichen Gedanken", gemeint hatte, es gäbe nur diese Eine deutsche Schrift von Leibniz, eine vor seinem Tode so zu sagen aus patriotischen Gewissensbissen abgegebene Teutodicee, so hat seitdem *Guhrauer*, dessen Verdienste um Leibniz nicht hoch genug anzuschlagen sind, eine ganze Reihe solcher Schriften an's Licht gezogen. Von diesen (deutschen) Schriften waren natürlich, wie es bei solchen Arbeiten nicht anders möglich ist, Einige zu Anfang nur mit der Vermuthung gegeben, daß sie Leibniz gehören könnten. In diese Klasse hypothetischer Leibnitiana gehörte bei Guhrauer (Band I der deutschen Schriften von

Leibniz) noch sogar die vielleicht bedeutendste politische Flugschrift unsres Staatsmanns, der (französische, lateinische und deutsche) Mars Christianissimus. Später haben Guhrauer und nach ihm Andere diese Vermuthung zur anerkannten Gewißheit erhoben. Es geht nun hier, wie bei den Planetoiden: Eine Entdeckung zieht die Andre nach sich. Daß daher selbst nach Guhrauers fleißigem Forschen noch Manches zu machen war und es noch ist, wird Keiner bezweifeln oder auch nur auffallend finden, der die Geschichte jener Zeit und ihre anonyme Flugblätterfluth kennt. (Vgl. Leibniz selbst in einem Brief an Magliabechi vom Jahre 1690 Dutens Werke von L. V, 88: „Omnia apud nos perstrepunt libellis in Gallos, — was nur der mißbilligen könne, der nicht weiß, quid sit Gallum vicinum habere“.)

Eine Sammlung solcher Pamflete unter dem Titel „Varia ad historiam Gallicam ab anno 1681—1689“ findet sich nach Guhrauer (deutsche Schr. von L. I, Beilagen S. 38) auf der hannoverischen Bibliothek. Auch die Tübinger Universitätsbibliothek besitzt einen ganz ähnlichen Band ohne Titel (Nro. Kh, 99. 57 4°). Während aber das hannoverische Exemplar nur 24 Stücke enthält, hat das hiesige deren 34, alles mögliche durcheinander und aus einem größeren Zeitraum (von 1635—1698, allerdings meist aus den 70ger bis 90ger Jahren). Unter diesen 34 Stücken nun fallen mir außer dem Mars Christianissimus und der „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken“, zwei anerkannt ächten Leibnitianis, noch mehrere auf, die meiner Ansicht nach unverkennbar mehr oder weniger das Gepräge Leibnizischer Urheberschaft tragen. Sicher finden sich wenigstens nicht dieselben alle in dem hannoverischen Band, sonst wären sie wohl dem für Leibniz so geübten Auge Guhrauers auch nicht entgangen.

Allein auch die neuesten Sammlungen der Werke Leibniz's (von den alten ganz zu schweigen), wie Onno Klopp in seinen 5 Bänden politischer Schriften von L., ebenso Foucher de Careil und Pertz haben sie nicht aufgenommen oder auch nur irgend erwähnt. Dasselbe gilt (mit Ausnahme zweier, aber als anonym angeführter Schriften) von Rühs, der übrigens auch den Mars Christianissimus noch nicht kennt. All' dieß müßte mich, den Nichthistoriker, bedenklich machen, wenn ich nicht wüßte, daß die Klopp'sche Sammlung eben nur eine Herausgabe von in Hannover

gefundenen Manuscripten Leibnizens ist [1]), Foucher de Careil aber, auch in der Darstellung unsres Philosophen bekanntlich mehr als gebührlich Franzose, wohl ebenso wenig Lust als Fähigkeit und Gelegenheit hat, älterdeutsche politische Flugschriften gegen Frankreich zu finden und als Leibnizisch zu erweisen. Ob die fraglichen Schriften sonst wo in der geschichtlichen Literatur schon erwähnt sind, weiß ich bei den Meisten nicht. Jedenfalls aber dürften dieselben noch nicht als Leibnizisch erkannt sein, außer etwa in der neuesten Zeit; sonst wäre in den obigen Schriften und Sammlungen jedenfalls Notiz davon genommen. So wagen wir also dennoch unsere Vorlegung, denn es ist ja überhaupt in solchen Dingen oft das Glück, welches die Hand auch des Ungeübten geschickt leitet. Von einigen der im Folgenden vorzulegenden Schriften dürfen wir sagen, daß sie in bedeutsamer Weise eine bis jetzt noch vorhandene störende Lücke in Leibnizens politisch-publizistischer Thätigkeit ausfüllen. (Es sind die Jahre 1673—74 und 1697 bis 98.) Wenn dagegen andere nicht eben viel Neues und Eigenthümliches neben dem bereits Bekannten geben, so verdienen sie doch immerhin um ihres großen Urhebers willen an's Licht gezogen zu werden. Von dem oben als Motto gegebenen und gewiß vollwichtigen Wort eines Lessing abgesehen, sagt auch Guhrauer mit Recht (d. Schr. I, 78), daß der Verlust eines jeden, besonders deutschen Blatts von L.'s Hand für uns höchlichst zu bedauern sei, und vollkommen stimmen wir hierin mit Klopp überein, wenn er am Schlusse des Vorworts seiner schönen Ausgabe sagt: „Ich erlaube mir den Wunsch auszusprechen, daß meine deutschen Landsleute einen Theil des Eifers und Fleißes, mit welchem sie sich dem Erforschen und Durchdringen der geistigen Kräfte des Alterthums, nicht blos des ersten, sondern auch des zweiten und selbst des dritten Rangs hingeben, in ähnlicher Art verwenden wollen auf den umfassendsten Geist, den jemals die eigene deutsche Nation hervorgebracht hat". Jedenfalls aber werden auch diese Schriften schon durch ihre Existenz zum Ruhme Leibnizens als eines edlen deutschen Patrioten einen neuen Beitrag liefern und diejenigen noch weiter beschämen, welche meinen, große Männer des Geistes stehen über ihrem Vaterland und dessen Sorgen.

1) Band I. Einl. XXIII.

I.

(Nr. 31 unserer Sammlung. 22 Seiten.)

Deutschlands Klag-, Straf- und Ermahnungsrede an seine ungetreuen und verrätherischen Kinder sammt Beifügung einer Aufmunterung der redlichen deutschen Patrioten zu Ergreifung der Waffen wider des Kaisers und Reichs derzeit tyrannisirende Feinde. 1673 (ohne Name und Druckort).

Die Schrift wendet sich, wie der Titel verkündet, in dem ersten polemischen Theil gegen die Unnatur, Gottlosigkeit und Ehrlosigkeit der vaterlandsverrätherischen Judasgesinnung und weist nach, wie die Untreue nothwendig, ob Frankreich siege oder unterliege, ihren eigenen Herrn schlagen werde, ob man sich auch heuchlerischer Weise in den Vorwand hülle, daß man sich Frankreich als der Schutzmacht des katholischen Glaubens gewissenshalber zuwenden müsse und von dort seine Befriedigung zu erwarten habe. Ebenso nichtig ist nach unsrer Schrift der Vorwand, daß man nur bei Frankreich Schutz vor den Türken finden werde.

Der zweite protreptische Theil wendet sich an die ehrlichen, aber schläfrigen Patrioten und fordert sie auf, die französische Art und Einmischung (mit Agenten, Weibern und Geld) abzuwerfen, dagegen treu zum Kaiser zu stehen und die Franzosen im eigenen Land heimzusuchen.

Es ist nun nach dieser kurzen Uebersicht unsre Aufgabe, Leibnizens Urheberschaft dafür mit allgemeinen und besondern Gründen nachzuweisen, ersteres indem wir zeigen, wie seine ganze Persönlichkeit, seine Bildung, sein damaliger Aufenthalt vortrefflich zu unsrer Hypothese passen; das andre, indem wir aus der Schrift eine Reihe schlagender, zum Theil wörtlicher Anklänge an seine anerkannten Schriften hervorheben.

In formeller Beziehung ist die Sprache der Schrift frisch und kräftig, eine nicht allzuhäufige Erscheinung in damaliger Zeit, wie wir sie aber von Leibniz auch sonst kennen, deutsch namentlich aus dem so sinnlich-anschaulichen „Bedenken" (Securitas publica, wie wir die bekannte Schrift im Folgenden der Kürze

wegen und zwar nach Guhrauer, deutsche Schr. Band I, citiren werden). Allerdings ist in unsrer anonymen Schrift die Sprache noch etwas derber und volksthümlicher, als dort (z. B. an die Verräther gewendet heißt es: „Ihr werdet von der Teutschen Rache nicht sicher sein und manches kalte Eisen in Eurem Wanst und manches Glas und Kandl, d. i. Kännlein, in Eurem Gesicht müssen probiren lassen"). Dieß erklärt sich aber einfach aus ihrem agitatorischen Zweck vor dem Volk und aus der tiefen, leidenschaftlich-patriotischen Erregung des Verfassers, was ihm auch die höchst lebendige und auf's Gemüth wirkende Einkleidung als Strafrede der Mutter an ihre Kinder eingibt. Als eine rein sprachliche Bemerkung möchten wir die Beobachtung bringen, wie häufig sich die rhetorische Form der Anafora zeigt. Dasselbe findet sich überall in Leibnizens Stil und ist wohl charakteristisch für den mathematisch-zählenden Denker. Ferner finden wir, bekanntlich wieder ganz leibnizisch, eine Menge von lateinischen und deutschen Versen eingestreut. — Der lebendige Sinn für's Allgemeine, der die Liebe zum Vaterland als Axiom, als von Natur eingeborenen Trieb gleich zu Anfang hervorhebt und ihm auch eine religiöse Färbung gibt („ich führe Euch vor Gottes allerheiligstes Angesicht"), erinnert uns nothwendig an dieselbe, Leibniz durchdringende Grundanschauung, welche er Dutens VI, 270 in einem Brief so schön ausspricht: „Das Gebot der Moral besteht in den wenigen Worten, daß man nicht besser für sein eigen Glück sorgen kann, als wenn man für's Allgemeine sorgt, was zugleich die Ehre Gottes ist". Für die religiöse Wendung vgl. namentlich Securitas publ. Schluß von pars I und II, sowie den Schluß des Manifests von 1688, Guhrauer Kur-Mainz II, 253 [1]).

1) Klopp will zwar, so sehr er den Scharfsinn der innern Kritik Guhrauers anerkennt, doch dessen Ergebniß nicht annehmen, daß dieß kaiserliche Manifest aus der Feder Leibnizens geflossen. Er gibt zu, daß alle innern Gründe dafür sprechen, auch keine äußere Unmöglichkeit vorliege. Dennoch sei es nicht wahrscheinlich, daß man dem eben noch nicht so bekannten hannov. Hofrath in Wien eine solche Arbeit überlassen. Namentlich spreche dagegen, daß Leibniz in den Briefen an Stratmann und Königseck, zwei hohe kaiserliche Beamte, denen er seine, das Manifest weiter ausführenden „Réflexions sur la déclaration de la guerre" zur Prüfung übersandte, seiner Urheberschaft des Manifests selber keine Erwähnung thue. Dieß scheint mir ein überaus schwacher Einwand. Natürlich schwieg Leibniz, auch wenn er der

Bezeichnend ist auch die Milde des Urteils, mit welcher z. B. die Vaterlandsliebe der Heiden als eine wahrhaftige, hohe Tugend gepriesen wird. Leibniz kämpft bekanntlich oft gegen die Augustinischen „splendida vitia". Ebenso wird mitten in einer leidenschaftlichen Ausführung unsrer Flugschrift bei der Bekämpfung der Franzosen doch nicht vergessen zu bemerken, daß dieß nicht auf alle ohne Ausnahme gehe, „denn es unter ihnen auch ehrbare Leute gibt", — auch dieß ein leibnizischer Zug, der sein ganzes Wesen so schön durchleuchtet und durchwärmt. Der Verfasser ist weiterhin offenbar ein Jurist, wie sich ergibt aus seiner Kenntniß des gemeinen und des Kirchenrechts, sowie aus vielen derartigen Wendungen („das heißt ja civiliter und moraliter ermorden, wenn man Einem seine Freiheit nimmt und seinen vorigen Namen bei der Welt auslöscht", wobei die genaue Beschreibung der alten Strafe für Muttermörder angefügt wird). Auch genaue Geschichtskenntnisse stehen ihm zu Gebot.

Wenn schon alle bisherigen Züge, freilich ohne irgend noch zu entscheiden, vortrefflich auf Leibniz passen, so ist dieß noch mehr

---

Verfasser war, um die Eifersucht dieser kaiserlichen, für jene Abfassung zunächst zuständigen Beamten nicht rege zu machen. Daher der überaus bescheidene Ton, mit dem er sich bei dieser Uebersendung als inkompetenten Privatmann gegen die Eingeweihten zurückstellt (volui experiri, an homo in interiora non admissus posset aliquid non ineptum dicere — autorem ignorari prorsus ratio jubet, — auch bei diesen Reflexionen). Daß Leibniz nicht amtlich damit beauftragt wurde, geben wir Klopp als wahrscheinlich zu. Wohl aber konnte er, der allezeit Expedite, privatim geschwind ein solches Gegenmanifest verfaßt haben, das dann durch irgend welche Vermittlung in die rechten Hände befördert und um seiner schlagenden Vortrefflichkeit willen amtlich acceptirt wurde. Warum dieß nicht? so gut als er später die Rechte Carls III. vertheidigte, ohne in östreichischen Diensten zu stehen, und dieß wurde sehr gern angenommen. In der That, anders, als so, läßt sich die von Klopp selbst anerkannte, schlagende Uebereinstimmung dieses Manifests nicht nur mit dem Leibniz-Ludolfischen Briefwechsel, sondern noch mehr mit den leibnizischen Reflexionen nicht erklären. Denn das war die Sache Leibnizens nicht, sich an eine fremde Arbeit so genau, oft bis auf's Wort anzuschließen, und zwar in Punkten, die als schon im Manifest genügend behandelt, einer nochmaligen Ausführung nicht bedurften. Aus diesen Gründen müssen wie Guhrauer (dem Careil ohne weiteres folgt) ganz Recht geben. Indeß möge man immerhin in unserer Untersuchung dieß Manifest nur als Zeugniß zweiter Classe ansehen, da noch keine volle Uebereinstimmung über den Urheber herrscht. (Das den Streit entscheidende Manuskript aber würde sich, was gegen Klopp zu sagen ist, wohl weit eher in Wien, als irgendwo sonst, z. B. in Hannover, finden lassen.)

der Fall, wenn wir Zeit und Umstände der Flugschrift in's Auge fassen. Sie ist datirt aus dem Jahr 1673, also aus der Zeit des holländisch-europäischen Krieges, da der Kaiser (jedoch ohne die rechte Entschiedenheit) und der große Kurfürst auf Seiten Hollands gegen Frankreich kämpften und Türenne die erste Pfalzverwüstung vornahm. Wo die Schrift geschrieben, ist nicht angegeben; wir werden aber zeigen, daß kein Ort besser paßt, als Frankreich selbst, genauer Paris, wo sich bekanntlich Leibniz gerade zu derselben Zeit (mit kurzer Unterbrechung von 1672 bis 76) aufhielt. Zwei Punkte sind es, die wir hiefür anführen. Für's erste die sehr vielen geschlechtlichen Bemerkungen in unsrer Schrift, nirgends näher liegend, als unter den damaligen Verhältnissen der französischen Hauptstadt, wenn ein junger, unverdorbener, 27jähriger Deutscher zum erstenmal dieß ihm neue, auffallende Treiben mitansah. So lesen wir unter Anderem gegen das sinnlose Buhlen mit Frankreich gerichtet: Ein Galan pfleget nicht allein die Kuppler zu bezahlen, sondern auch diejenige Person selbst, um die er wirbt, sich auf alle Weise zu obligiren. Das Gegentheil begibt sich bei Frankreich. Es buhlet zwar um Deutschland; allein wo bleiben die Geschenke für die Braut, wo bleibt die Karesse, die ein Galan seiner Liebsten erzeigen muß? Sind die Einquartirungen die Präsenten, sind ihre Tyranneien die Karessen, so hole der Teufel die Heirath!" Und ein anderes Mal: „Ihr habt meinen Leib zergliedert durch Eure Faktiones, durch allerhand Pressuren habt ihr denselben geschwächt; ja daß ich's teutsch heraussage, die Franzosen habt ihr mir an den Hals gebracht, wodurch viel Glieder meines Leibes schon so infiziret, daß dieselben ganz untüchtig worden und zu der völligen Abschneidung bereits zeitig sind". Wir haben hier deutlich einen recht malitiösen Witz mit dem Wort „Franzosen" (cf. englisch: french-pox für Venerie). Dasselbe Wortspiel findet sich bei Leibniz z. B. in dem Gedicht auf den „Tod Straßburgs": in amplexus ejus (Ludwigs) ruit (scl. Straßburg), quos non longe post infelici luis Gallicae contagio membris omnibus et toti sanguinis massae cnmmunicato mors secuta est foedissima [1]).

---

1) Klopp Werke v. L. V, 157.

Der zweite Punkt ist die wiederholte Hinweisung auf die französische Verachtung der Deutschen: „Ihr habt ja zum Theil um Euer eigen Geld in Frankreich gelernt und erfahren, daß, wenn die Franzosen einen einfältigen und verzagten Menschen beschreiben wollen, sie denselben einen Deutschen nennen: und wenn sie selbst etwas ungeschicktes gethan, so haben sie schon in der Gewohnheit zu sagen: J'ai fait comme un Allemand". Das sollte ja alle rechtschaffenen Teutschen in der Seele verdrießen, denn ein generöses Gemüth alles eher vertragen kann, als seine Verachtung". Denselben Gedanken finden wir bekanntlich schon in Sec. publ. z. B. S. 239, 240, 254. Was aber da erst allgemein und unbestimmt ausgedrückt ist, das ist in unsrer drei Jahre späteren Flugschrift offenbar mit der Lebendigkeit der schmerzlichen Selbstanschauung ausgedrückt. Daß dieß überhaupt für Leibniz ein nicht unwichtiger Punkt war, ersehen wir auch noch aus vielen andern Stellen. So erklärt er es in dem Projekt über Fürstenerziehung für einen Wahnsinn der Deutschen, die Weisheit immer nur jenseits der Alpen oder des Rheins holen zu wollen und durch ihre unzeitigen Reisen sich dem Vaterland zu entfremden. Ganz ebenso mit lebendiger Anschaulichkeit in einem Brief an Kortholb, Dutens V, 307. Noch deutlicher aber für unsern Zweck ist ein Brief (Feder Comm. epist. S. 92), wo er sagt: Les Français qui se mêlent d'en juger (über Deutschland) sur un oui-dire et se font une idée des nations sur le modèle de quelque jeune étourdi qu'ils ont vu à Paris.

Nehmen wir nun nach diesen Anzeichen einmal an, Leibniz habe unsre Flugschrift im Jahre 1673 und zwar von Paris aus geschrieben, wie trefflich stimmt Alles! Daß er dort in derselben Zeit stark schriftstellerisch thätig war, ist bekannt; wir haben sogar noch einige kleine politische Denkschriften von ihm, die dorthin gehören, z. B. moyens pour obtenir la paix von 1673, und eine zweite über die Gefangenschaft des Fürstenberg von 1674 über (beide abgedruckt bei Klopp Bd. III). Wir wissen ferner von ihm, daß er statt wie Andere durch den ersten Pariser Aufenthalt französirt zu werden, im Gegentheil in eine polemische, ich möchte fast sagen nervös deutsche Stimmung hineinkam; ein Beweis dafür ist z. B. der merkwürdige, geflissentlich puristische Brief aus Paris, den Guhrauer (d. Schr. I, 150) als Einen unter vielen Aehn-

lichen gibt. In einer solchen, durch den Reichskrieg noch gesteigerten, gereizt-deutschen Stimmung, im Anschauen und Erfahren, wie seine Landsleute sich durch undeutsches Wesen in Paris blamirten und den deutschen Namen der Verachtung preis gaben, wie nahe lag es ihm da, seine gewandte Feder zu einer solchen patriotischen Flugschrift anzusetzen und dieselbe, — natürlich anonym, während er mitten unter Franzosen lebte und studirte — in Deutschland erscheinen zu lassen. Alles dieß um so mehr, als sie nur die besondere Ausführung eines Gedankens war, den er schon in seiner deutsch-politischen Erstlingsschrift, der Sec. publ. gelegentlich berührt, wenn er dort die deutschen Judasse züchtigte, und der ihm so wichtig war und nahelag, daß derselbe später wieder im Mars Christianissimus eine Hauptrolle spielt. Daß Leibniz einen einmal gefaßten Gedanken nicht fallen ließ, bezeugt sein Sekretär Eckart als allgemeine Eigenschaft, beweist er selbst am besten z. B. durch die Unermüdlichkeit, die bekannte ägyptische Unternehmung betreffend, deren Anregung er nicht weniger als 4 — 5mal in die Hand nahm. Daß er aber bei aller Friedfertigkeit eine agitatorische Natur war, zeigen seine anerkannten politischen Schriften, die Securitas, noch mehr der Mars, das Manifest von 1688 oder die Reflexionen dazu und das Manifest von 1704 für Carl III, um von kleineren Schriften abzusehen.

Gehen wir zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit nun noch in's Einzelne ein und weisen die starken Anklänge in Gedanken und Ausdruck nach, welche unsre Flugschrift zu anerkannt Leibnizischem zeigt. Es ist dabei im Voraus zu bedenken, daß die früher geschriebene Securitas nur handschriftlich vorhanden, also eine Bekanntschaft mit ihr nur sehr wenigen Leuten außer Leibniz, ja um's Jahr 1673 wohl Niemand mehr außer ihm möglich war. Ferner erklärt einmal L. selbst, und wir werden ihm das gerne glauben, daß er keine Zeit finde, die verschiedenen politischen Flugschriften Andrer (ihrer Mehrzahl nach) zu lesen. Daher starke Anklänge unsrer Schrift auch an spätere Leibnitiana, kaum anders, als durch die Selbigkeit des Verfassers erklärt werden dürfen.

Die deutschen Anhänger der Franzosen werden gleich zu Anfang und in mehrmaliger Wiederholung als Judasse bezeichnet, die sich ein abschreckendes Exempel nehmen sollten an ihrem Bruder, dem Judas und seinen 30 Silberlingen! Ganz

denselben Ehrentitel mit genauer Ausführung bekommen sie in der Sec. publ. (S. 169) und namentlich im Mars, ein jedenfalls zu beachtendes Zusammentreffen, so naheliegend auch natürlich an sich die Vergleichung war. Es wird weiter gesagt, daß sie sogar den Franzosen selbst verächtlich seien, von welchen sie marquereaux des Allemands (Verkuppler der Deutschen) genannt würden. Ihre Schande sei so groß, „daß sie dieselbe vor der Welt nicht auslöschen noch bedecken dürften und ob sie gleich 10 breite Modehüte, ob deren schon theils roth wären, über einander aufsetzten". Dieß weist auf einen ziemlich genauen Kenner französischer Anschauung und Redeweise, sowie auf einen Feind der neumodischen Trachten hin. Beides war Leibniz damals, vgl. zu letzterem Sec. publ. 240, 255.

Unmittelbar in diesem Zusammenhang bekämpft unsre Schrift die Entschuldigung einer solchen Hinneigung zu Frankreich als der katholischen Schutzmacht oder dem Befreier von Unterdrückung. „Machet ihr Euch vielleicht die Gedanken, daß Ihr Euren dem Kaiser und Reich geschworenen Eid beiseits zu stellen und einem ausländischen Potentaten, weil er die katholische Religion fortzupflanzen vorgibt, an die Hand zu gehen in Eurem Gewissen sicher seid? Aber das sind schöne katholische Apostel mit ihren unterschiedlichen Kebsweibern, mit Hurerei und Ehebruch, die bei ihnen für Galanterie gelten, mit Schändung der Klosterjungfrauen, mit Vertreibung der katholischen Kurfürsten und Verheerung ihres Lands. Wie der Effectus zeigt, meint man mehr die Region, als die Religion. Hütet Euch vor diesen Aposteln in Schafskleidern; inwendig sind sie reißende Wölfe. Das sind schöne Befreier, bei denen Hoffart, Insolenz und Verachtung andrer Völker eine angeborne Gewohnheit, Unterdrückung des Adels und der Unterthanen eine rechte Staatsregul ist. Seit zwei Jahren schon haben wir die Probe, wie die Franzosen in Deutschland tyrannisiren, denn ihr müßt wissen, daß Frankreich nicht gewohnt ist, freie Leute unter seinem Dominio zu haben. Man vergleicht (führt unsre Schrift als ein Wort Aubery's an) so kleine überwundene Völker gemeiniglich denen kleinen Flüssen, welche von den größeren verschluckt und in ihr Wasser dergestalt vermischt werden, daß ihnen auch

der vorige Name nicht übrig bleibt. Solches hat Frankreich beständig praktizirt, wie sollte man für Deutschland ein Besonderes hoffen?

Wir haben hier eine Fülle von Beziehungen und Parallelen zu Leibniz. Ganz genau so wie oben und in demselben Zusammenhang mit dem Judasvorwurf wendet sich der Mars, nur in satyrisch-umgekehrter Weise, an die sogenannte Gallogrecs, und redet von der Gewissenspflicht, sich dem allerchristlichsten König um der Religion willen zu unterwerfen, die ja mehr werth sei, als das Vaterland. Er zeigt die natürliche Neigung des deutschen Klerus, dem katholischen Befreier entgegenzujubeln, „indem kund und offenbar, daß die französischen Waffen mehr zu Vermehrung der Religion, als der Region von Gott ausersehen", und wenn sie auch zuweilen katholische Länder verwüsten, und den Ketzern helfen, so macht das nichts; es ist ja nur ein kleiner Schade um großen beständigen Gewinns willen. Ganz so weist in unverstellter Sprache das Manifest für Carl III (mit Beziehung auf Italien und das dortige Hörneraufsetzen auch schon der Mars) die Spanier warnend auf den sexuellen Leichtsinn der Franzosen, auf ihren Uebermuth hin, den sie überall als Sieger zeigen: „Il y a en France une grande liberté surtout par rapport au sexe. Man weiß, was die sizilianische Vesper veranlaßt hat[1]. La jeunesse fait gloire de sa folie, elle ne respecte ni le sexe ni l'âge, ni le mérite; le caprice passe pour quelque chose de galant. Se soumettre à la domination française c'est ouvrir la porte à la dissolution et au libertinage; l'esprit Français insolent dès qu'ils sont les maîtres; — l'esprit chicaneur et remuant de ce peuple ne se donne point de repos et n'en laisse point aux autres — u. s. w." Und die innre Freiheit betreffend, sagt dasselbe Manifest im Laufe einer genauern Ausführung: On a réduit à rien les libertés des Grands et des Peuples (vgl. auch die Schilderung der französischen Centralisation in der Sec. publ.) Ebenso sagt das Manifest von 1688 gegen die vorgegebene Befreierrolle

1) Vergleiche dazu das pikante Distichon unter Leibnizens Gedichten: Servate uxores Itali, nam vespere Gallus Pro Siculo totis noctibus ultor adest!



der Franzosen in Deutschland: „Germanus — ex oppressis ipsa in Germania populis, imo et Subditis ipsis, Nobilibus et optimatibus Galliae facile dispiciet, an sit vicinius tyrannidi Austriacum regimen, an dominatus Galliae" — all' dieß fast wörtlich, wie in unsrer anonymen Flugschrift. Auch das Beispiel von den Flüssen, überhaupt das Wasser als Bild für staatliche Verhältnisse, möchte ich, obwohl es hier nur ein Citat ist, doch als ein Leibniz überaus naheliegendes und intimes bezeichnen, man vergleiche nur, wie der Mars die nothwendige Unterwerfung unter Frankreich damit darthut: „Die Flüsse, so sehr sie sich winden und krümmen, müssen doch zuletzt alle in's Meer fallen. Ferner gehören hieher drei lateinische politische Epigramme von L. (Guhrauer, Kurmainz II, 272 oder Pertz, Gedichte von L. S. 380), welche alle endigen: I modo et a fluviis foedera disce tuis. Endlich wird auch in der politischen Fabula moralis (Dutens V, 613) die gegen einen zu frühen Abschluß des Utrechter Friedens geht, dasselbe Bild der Ueberschwemmung durchgeführt. Die Masse der Parallelen macht so auch das scheinbar Bedeutungslose wichtig.

Weiterhin behandelt unsre Flugschrift das Schreckbild der türkischen Uebermacht, vor der, wie einige sagen, man sich nur durch Unterwerfung unter Frankreichs Schutz retten könne. „Lasset Euch nicht irre machen, das unchristliche Anblasen des aufgeschwollenen französischen Blasbalgs, daß nemlich die ganze Christenheit dem türkischen Joch nicht entfliehen könne, es sei denn, daß auf den König von Frankreich die monarchia universalis gebracht und zu solchem Ende der Kaiser und der übrigen Christenheit Potentaten zu Grund gerichtet und Frankreich inkorporirt würden. Machet ihr lieber Eure Reflexion auf die Waffen Eures rechtmäßigen Kaisers, der für seine eigene Person (im Gegensatz zur französischen Art) fromm, gerecht und keusch ist und die Feinde schon auf's Haupt geschlagen hat; und letzlich wird ihm Gott, wenn ihr redlich mit ihm haltet, sowohl wider die Franzosen, als wider den Erbfeind christlichen Namens Glück und Sieg geben". Hiezu vergleiche man nur den Eingang des Mars: „Manche wollen nicht mit Frankreich halten unter dem scheinbaren Vorwand der Erhaltung ihrer Freiheit, welche sie doch vor der ottomannischen Macht anders nicht

beizubehalten vermögen, denn da Frankreich vor der Dienstbarkeit sie sichert". Es ist dieß bekanntlich ein wesentlicher Gedanke der Satyre im Mars, an dessen Schluß es wieder heißt: „Er (Ludwig) muß ja Oestreich zu Grunde richten, denn so lang dieß steht, ist die Vereinigung der Christenheit unter Ein Haupt und Bestreitung der Ketzer nicht möglich" oder „Sobald das Haus Oestreich durch solche Griffe wird erniedrigt sein, und Frankreich zum Schiedsrichter in der ganzen Christenheit erkieset ist, wird er bald mit einem Schlag den Ketzern und Türken ein Ende machen".

Daß ferner Leibniz die Person des Kaisers Leopold hoch hielt, wissen wir wieder, außer andern Stellen, aus dem Mars: Der Kaiser Leopold ist mit Tugenden ausgerüstet, von der ganzen Christenheit seiner Frömmigkeit halber bewundert — während der allerchristlichste König blos sein Gemüth in Wollust zu weiden sich bemühet". Auch sonst bezeichnet L. den Kaiser als wahre Schutzwehr gegen die Türken. Statt alles andern führen wir nur den dem Obigen fast wörtlich entsprechenden Schluß des Manifests von 1688 an, wo es heißt, daß Gott dem Kaiser wohl verleihen werde, wie er den Türken, den Brecher der Verträge, niedergeworfen, so es auch dem Gallier zu thun. Dasselbe sagt das leibnizische Gedicht „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken; „Leopoldus" gibt als Anagramm: Pello duos!

Schließlich erklärt unsre Flugschrift den Judassen: Eure späte Posterität selbsten wird Euch vermaledeien und verfluchen. Vgl. dazu Sec. publ., wo den Fürsten vorgehalten ist: Sehet zu, ob ihr das Vaterland eurer Caprice mit ewiger Schande und Verfluchung der Posterität aufopfern wollt", oder am Schluß des ersten Theils: „Es wird die schwere Verantwortung vor Gott und der verständigen Posterität denen auf dem Halse liegen —". Der Judasse eigenes Schicksal betreffend, sagt unsre Flugschrift: Wenn durch Euren Vorschub die redlichen Teutschen subjugirt werden sollten, so achtet für gewiß, daß Ihr und Eure Kinder hernach die letzten im Sack sein werdet". Dasselbe Bild bringt die Sec. publ.: „Wir werden uns nicht regen können, sondern gleichsam im Sack steckende erwarten müssen, wenn Frankreich beliebe und Zeit zu sein dünke, ihn zuzuziehen" (S. 187).

Der zweite Theil unsrer Flugschrift wendet sich an die getreuen, aber schläfrigen Kinder Deutschlands und fordert sie auf, „dem heiligen Exempel der eilf treuen Jünger Christi zu folgen und die verrätherischen Judasbrüder zu verlassen. Haltet fest bei Eurem Oberhaupt, dem römischen Kaiser, welche Eure Freiheit zu manuteniren einen unaussprechlichen Unkosten aufwendet. Schaffet die französischen Agenten und Residenten aus dem Lande; denn ihr leicht glauben könnt, daß sie nicht Euere Hohheit zu administriren und zu defendiren, sondern derselben Suppression zu machiniren und an den Höfen die treuesten Diener zu korrumpiren geschickt sind. Und ihr deutschen Samsones, sollte sich etwa eine französische Delila finden, welche Euere Stärken und Schwächen mit liebkosenden Manieren erkunden, solche des Reichs Feinden offenbaren und Euch per indirectum in ihre Hände liefern wollte, so erzeiget Euch nicht als Courtisanen, sondern als deutsche Helden, weilen die ratio status in dergleichen Fällen gegen die Weiber, welche in Staatshändel sich nicht einzumischen haben, keine Höflichkeit leidet. Lasset Euch keine Delila in die Haare fallen, weniger dieselben in Aussaugung Euerer Länder und Verschickung des Geldes außer Land gar abschneiden, denn ihr sonst einem Andern bald werdet tanzen müssen, wie er Euch vorpfeift. Stehet treulich mit dem Kaiser zusammen, so dürft ihr nicht fürchten, daß dieser Krieg in Deutschland lang schweben werde. Denn Frankreich den Deutschen ohne der Deutschen Assistenz noch wenig abgenommen hat. Und ist daher zu glauben, daß der König, wenn er eine tapfere Resistenz findet, ja sedem belli in seinem eigenen Land sieht, seine Gedanken Euch zu bezwingen und zu beherrschen, bald fallen lassen wird. Nunmehr ist ohne Krieg kein Friede noch Ruhe in Deutschland zu hoffen; bellum geritur, ut pax acquiratur; darum auf, alle redlichen deutschen Patrioten; auf, auf, Euere Freiheit steht auf dem Spiel, lasset Euch solche zu erhalten keine Gefahr abschrecken; gedenket, quod pro patria mori honestum sit! Ergreifet die rechtmäßigen Defensionswaffen; lasset die Gelegenheit nicht aus Händen, sondern indem ihr nunmehr von den französischen Völkern Luft bekommen und sedes belli schon über den Rhein transferiret, ziehet die

Reichsmacht zusammen, revangiret den französischen Einfall mit einem nachdrücklichen Einbruch in Frankreich selbsten, allwo viel Malkontenten auf Euch warten, welche ihren König zur Raison zu bringen an die Hand gehen werden". — Das Ganze schließt mit den Versen:

„Ergo vivite fortes — Fortiaque adversis opponite pectora rebus.
Faßt einen Heldenmuth, ihr kühnen Reichssoldaten,
Setzt gegen Eisen Stahl, schlagt auf den Franzmann zu,
Der Euch androht den Tod und stört die deutsche Ruh;
Jetzt ist es Zeit, daß ihr könnet üben tapfre Thaten".

Dieser ganze Abschnitt ist so voll von Anklängen an die drei Jahre ältere Sec. publ. und zwar zum Theil bis auf's Wort, daß Zufall kaum mehr anzunehmen ist, sondern nur Selbigkeit des Verfassers die Erscheinung erklären kann. Man vergleiche nur, wie Leibniz dort das Unwesen der französischen Einmischung durch Begünstigung der Fürstensuveränität, durch Bestechung und besonders durch Weibspersonen so drastisch schildert (S. 238 ff.): Frankreich sucht alle Mittel und Wege, wie es sich die deutschen Häuser verbinde und konsiderabler Faktionen drin Herr und Haupt sein möge (gegen den Kaiser). Dazu braucht man für sich selbst unschädlicher Gutthaten, wie daß man Köln zu Lüttich, Pfalz-Neuburg zu Jülich verholfen, daß man Köln und Brandenburg mit Titeln karessiret, ja königlich zu traktiren nicht ungeneigt ist. Zu geschweigen zweier Hauptinstrumente, nemlich Volk und Geld. Aber Volk verstehe ich hier auf eine etwas andre Art, als sonsten, das ist nicht Manns-, sondern Weibsvolk. Mit welchen beiden Instrumenten alle Schlösser sich aufthun, auch alle Winkel bis in die innersten Kabinette auch ohne Gygis Ring durchkriechen lassen. Zwar selten wird man eine deutsche Dame für Frankreich holen; aber solche bei ihnen überflüssige Waare, mit einer ganzen Last Mode- und anhängiger lebendiger und todter Galanterie gleichsam als Handlungsweise anzubringen und solchen Samen des Unkrauts bei uns auszustreuen, daran wird nichts gespart. Durch solches Mittel nun werden die Höfe und vornehmen Familien eingenommen, andere, die auch etwas sein oder werden wollen, zur französischen Sprache, Reisen und Trachten nezessitirt, überdies aber die stets währende Correspondenz in Deutschland justifizirt, die Einmischung in die Consilia, mit dem Schein der

Vorsorge bemäntelt, die Gemüther der französischen Art gewohnt gemacht, eine Heirath aus der Andern gestiftet, die jungen Herren bei Zeiten von der Frau Mutter angeführt und mit Einem Wort, Alles zu französischen Zwecken disponirt. — All' das Geld, das Frankreich gibt, bekommt es nach einigen Jahren cum foenore zurück; es gibt uns nur, um uns bei der Bettelei zu erhalten durch unsern unnöthigen albernen Luxus, daraus lächerliche Mendazität und Implorirung seiner Liberalität folgen (S. 255) — es ist, wie der Eibenbaum, der alle Nebengewächse mit seinem Schatten tödtet". Ein andermal, spricht die Sec. publ. wörtlich wie oben davon, „daß man sedem belli durch eine plötzliche Ruptur in sein Land transferiren müsse und gewisse innerliche Unruhe zuwege bringen. Dann werde ganz Europa respiriren und das wäre alsdann die gewünschte Zeit für's Reich", oder „man müsse Frankreich einen Dorn in Fuß stechen, peregrinantia per orbem consilia domum revoziren und dann werden ihm auch die Malkontenten im Land selbst zu schaffen machen" S. 246. Denselben, dem Leibniz sehr geläufigen Gedanken finden wir, natürlich mit anderer Tendenz, auch in den mit unserer Flugschrift nahe in der Zeit zusammenfallenden ägyptischen Vorschlägen, z. B. Klopp II, 71: Hostem in media Gallia munitum formidabilem pro fonticulo (Fontenelle) aperto fore, in quem confluerent pravi Galliae humores et quidquid sive religionis, sive rei familiaris accisae praetextu malcontentorum nunc boni civis specie metu velatur.

Auch sonst wissen wir, wie Leibniz immer gegen die damals so häufigen schädlichen, weil vorzeitigen Friedensschlüsse kämpfte und auf Durchführung des Kriegs drang, um einen rechten Frieden zu erlangen; so noch beim Frieden von Utrecht, wo fabula moralis zum Ausharren auffordert mit dem Motto: „Qui pro salute est, neminem lasset labor — fast eine Uebersetzung der obigen Worte unserer Flugschrift: Auf, auf ihr Deutschen, eure Freiheit steht auf dem Spiel, lasset Euch selbe zu erhalten keine Gefahr abschrecken. Gedenket, quod pro patria mori honestum sit". Ebenso müssen wir darin den entschiedensten wörtlichen Anklang an das Motto finden, mit welchem im Jahre 1684 die deutsche (wohl von Leibniz

niz selbst, wenn auch nicht verfaßte, so doch veranlaßte und wohl auch mit dem Motto versehene) Uebersetzung des Mars heraus-kam: „Auf, Deutscher, auf, dein Heil ruht fast auf schlechtem Fuß, Auf, Deutscher, lies, bedenk, und mach den rechten Schluß!“

Mit dieser Strafrede hängen unmittelbar die beiden folgenden Stücke zusammen, so daß alle drei so zu sagen eine politische Trilogie bilden und die Gründe für die leibnizische Abfassung sich gegenseitig verstärken und unterstützen.

II.

(Nr. 28 unserer Sammlung, 44 Seiten.)

Gespräch über das Interesse des englischen Staats, darinnen klärlich gezeigt wird, wie schädlich es vor das Königreich England sei, mit Frankreich zum Untergang anderer Staaten sich zu verbinden. Sammt beigefügten nothwendigen Anmerkungen. Aus dem Holländischen in's Deutsche übersetzt. Wobei noch über das, aus französischer Sprache, zu finden: Eine politische Betrachtung, den gegenwärtigen Krieg betreffend. Gedruckt im Jahr 1674 [1]).

Orientiren wir uns zunächst im Allgemeinen, was überdieß gleich für die folgende Schrift Nr. III gilt, die in obigem Titel als politische Betrachtung über den gegenwärtigen Krieg bezeichnet ist und Holland betrifft. Die Sec. publ. vom Jahr 1670/71 hatte im Blick auf den scharfsinnig herausgerechneten und gemuthmaßten Angriff Frankreichs auf Holland S. 252 ausgesprochen, „daß das nächste unsererseits wäre, daß wir Holland und wo möglich England zu einer unversehenen Ruptur mit Frankreich disponirten, und ihnen demonstriren, daß unsererseits gegenwärtig unmöglich, ja schädlich, sich zu moviren, daß Frankreich nicht uns, sondern sie meine, daß Frankreich wisse, wir werden ihm nicht entlaufen, wenn es sie und die Kommerzien hat; seine tentamina imperfecta schon können Eines von beiden gewißlich, oder noch besser beide ruiniren. Welches alles sicher ist und sich

1) Ueber dieser letzten Linie steht das Bild einer Krone.

ihnen daher gründlich demonstriren läßt. — Kapiren sie dieß, Beide oder Einer, brechen mit Frankreich unversehens u. s. w., so wird es gut sein“. Vornehmlich wichtig war ein solche gründliche Demonstration für England, dessen Treue und Festhaltung an der Tripelallianz mehr und mehr zu wanken begann, bei dessen König und Parlament französischerseits allerlei Einflüsse geltend gemacht wurden, um es auf Ludwigs Seite herüberzuziehen und seinem holländischen Bundesgenossen abspänstig zu machen. So sagt wiederum das Bedenken von 1670: „Die Tripelallianz an sich selbst stehet gewißlich vel partium ipsarum confessione auf so starken Füßen nicht. Wie sehr hat sich Holland ob Madamen (Herzogin von Orleans sammt Hoffräulein) Reise (an den englischen Hof) entsetzet! Wie hat man gefurcht, eine Weibsperson möchte ein scilicet so starkes Band zerreißen. Und sie ist auch gewißlich vor die lange Weile nicht kommen, die schottischen auf'n Bäumen wachsenden Gänse zu fangen. Wie überaus groß scilicet des Königs in England Eifer bei der Sache sei, ist allzubekannt, das Parlament selbst, sagt man, habe fast geschwankt und die antitriplische Partei nur mit wenig Stimmen überwogen; wie leicht sind auch die wenigen gewonnen, wie leicht wacht in den Gemüthern der englischen Nation auf der übelbegrabene frische Schmerz, den sie im holländischen Krieg (unter Kromwell) empfunden. Sollte demnach eine neue Ruptur zwischen England und Holland entstehen, so fürwahr möglicher, als man meinet, würde man wohl der Tripelallianz gute Nacht sagen müssen“. S. 180.

Nun eben diese, von Leibniz in der Sec. publ. so dringend gewünschte Demonstration an England und Holland über ihr wahres Interesse und Frankreichs immer drohendere Machtentfaltung geben unsere beiden Flugschriften II und III. Die uns zunächst beschäftigende, die an England geht, faßt überdieß gerade den von der Sec. publ. berührten Punkt einer Verbindung Englands mit Frankreich statt mit Holland in's Auge und weist, wie schon der Titel deutlich sagt, das Verkehrte und Kurzsichtige eines solchen Verfahrens nach. Wir haben bei derselben zu unterscheiden den Hauptstoff und die unten beigefügten sehr ausführlichen Anmerkungen des Uebersetzers. Was den ersteren betrifft, so tritt er auf in Form eines Gesprächs, das der Verfasser auf eigen=

thümliche Weise belauscht haben will. Er ist bei einem großen Gelage in England eingeladen und entfernt sich einmal, um frische Luft zu schöpfen und von den Strapatzen der Tafel auszuruhen. Zu diesem Zwecke begibt er sich in ein abgelegenes Zimmer und legt sich dort auf ein Bett. Während er so daliegt, kommt der Hausherr, ein vornehmer englischer Beamter, mit drei Freunden herein und beginnt, ohne den ruhig Liegenden zu bemerken, mit ihnen ein ernstes Gespräch über die englischen Staatsangelegenheiten zu führen. Nachdem sie sich wieder entfernt, geht der Lauscher sogleich nach Haus und schreibt das Ganze zu Nutz und Frommen seiner Landsleute (der Holländer wie es scheint) nieder.

Das Gespräch fällt, nach dem Bericht des Uebersetzers an die Leser, in die Zeit vor Abschließung der Tripelallianz, als es sich für England darum handelte, welche Partei es ergreifen wolle, die französische oder holländische. Die Anmerkungen des deutschen Uebersetzers dagegen und die Herausgabe unserer Schrift fallen in's Jahr 1674. (Die Abfassung selbst also möglicherweise in's Jahr 1673.) Ihr Zweck ist, in sehr starken Worten die eine der im Gespräch vertretenen Ansichten, welche schließlich auch unter den Unterredenden durchdringt, auf's kräftigste als die allein richtige zu bestätigen, die Ansicht nemlich, daß man weder neutral bleiben, noch an Frankreich sich anschließen dürfe, sondern auf's kräftigste Holland zu unterstützen habe. Außer diesem Nachweis sprechen sie, wie namentlich auch der Vorbericht, die Hoffnung aus, die Engländer werden doch auch jetzt noch die Augen öffnen und von diesem verderblichen Weg umkehren.

Was sollen wir nun von dieser vorliegenden Form der Schrift halten? Wir erlauben uns, in einer vielleicht zunächst etwas willkührlich scheinenden Weise die Fäden und Verschlingungen zu entwirren und den tief verlarvten Verfasser zu demaskiren. Das wird uns Jeder zugestehen, daß die Einkleidung, als ob es ein in obiger Weise belauschtes Gespräch wäre, eben nur Einkleidung sein dürfte. Die Wendung ist gewiß pikant, aber eben darum ziemlich durchsichtig. So wäre denn Belauscher und Verfasser des Gesprächs eine und dieselbe Person. Weiterhin scheint uns die Angabe, als ob das Gespräch in die Zeit vor Abschluß der Tripelallianz fiele, auch eine gemachte und absichtliche Zurückversetzung in einen Augenblick, da

noch völlig tabula rasa und ganz freie Hand für Englands Entschliessungen war. In Wahrheit sind die Beziehungen unseres Gesprächs und die völlige Sicherheit eines unmittelbar bevorstehenden Angriffs auf Holland weit mehr dazu angethan, anzunehmen, die Abfassung falle jedenfalls erst in's Jahr 1672, bez. 73, als Frankreich für Jedermann erkennbar mit seinen Plänen gegen Holland hervor- und die Frage an England herantrat, ob festhalten an der Tripelallianz oder nicht. Die Zurückversetzung aber wäre ein Kunstgriff der Verfassers, um die Abwägung ganz ruhig und mit völliger carte blanche zu führen, gewissermaßen aus der Vogelperspektive statt unmittelbar aus dem Standpunkt der interessirten Gegenwart zu rechnen. Immerhin hat diese Annahme keine Schwierigkeit, wenn sie auch allerdings ihren Beweis erst aus dem folgenden erhält, nemlich aus unserer Behauptung und Nachweisung, daß nicht blos Belauscher und Verfasser des Hauptstoffs, des Gesprächs, sondern auch diese mit dem Verfasser der Anmerkungen und deutschen Herausgeber Eine und dieselbe Person, und zwar Niemand anders, als Leibniz seien.

Zu dieser, zunächst freilich erst hingestellten Vermuthung stimmt nun alles trefflich. Denken wir uns einmal mit einiger Phantasie, welche für eine glückliche historische Kritik neben verständiger Rechnung unerläßlich ist, die Sache unter dieser Voraussetzung aus. Leibniz befindet sich seit März 1672 in Sachen seines ägyptischen, den Krieg von Holland ablenken wollenden Vorschlags in Paris. Schon dadurch ist sein Blick lebhaft auf England gerichtet, dessen Entschliessung für den Gang der Ereignisse den Ausschlag geben muß. Ja noch mehr, Januar 1673 geht er mit der Mainzischen Gesandtschaft geradewegs nach London selbst, wo politische, auf den Krieg bezügliche Unterhandlungen geführt werden sollten [1]. Wie nahe lag es ihm, der bereits als politischer Schriftsteller (in der polnischen Königswahl und der Sec. publ.) einen glänzenden Anfang gemacht, der mit dem ägyptischen Vorschlag in die erste Reihe der politisch Thätigen getreten war, nun auch hierin, da das Ferne nicht glücken wollte, in der Nähe mit einer politischen Schrift aufzutreten, die von ihm selbst in der Sec. publ. so dringend gewünschte „gründliche Demonstration des wahren

1) Guhrauer, Biografie von L. I, 125 ff.

Interesses von England und Holland" zu geben. Möglich, daß er zur Wahl der Gesprächsform durch Anhörung solcher politischen Unterredungen in Paris oder London veranlaßt wurde. Doch lag es ja auch an sich nahe, besonders ihm, der bei seinen ägyptischen Arbeiten ein solches Gespräch in dem Bakonischen Dialog „de bello sacro" vorfand und lebhaft benützte (vgl. die Anführung des auch Bakonischen Verses: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!). Auch die etwas romanhafte Einkleidung mit der zufälligen Belauschung wird für uns nichts Auffälliges haben, wenn wir uns erinnern, wie er auch den ägyptischen Vorschlag zuerst in solcher Weise dem König von Frankreich nahe bringen wollte: als Erzählung eines 100 Jahre späteren Schriftstellers über die Art, wie Ludwig durch einen Traum zur ägyptischen Unternehmung veranlaßt worden sei — wieder die Versetzung in eine ganz andere, neutrale Zeit neben der romanhaften Form des Traums.

Was die Zweiheit von Hauptstoff und begleitenden Anmerkungen betrifft, so wäre das natürlichste anzunehmen, daß ersterer abgefaßt wurde im Sommer 1672, ehe noch Englands volle Entscheidung erfolgt war, während Leibniz dann von dem raschen Gang der Ereignisse überholt zur Herausgabe und Versehung mit den Anmerkungen erst kam, als die Würfel bereits gefallen waren. Denn es war auch so die Arbeit nicht überflüssig und werthlos geworden, sondern konnte in dieser wirkungsvollen Zusammenstellung von Weissagung nnd Erfüllung immerhin möglicher Weise in England noch Eindruck machen und die im Vorbericht gehoffte Sinnesänderung mit herbeiführen.

Indeß wäre auch das nicht undenkbar, daß diese Zweiheit nicht durch Abfassung in verschiedenen Zeiten veranlaßt, sondern als eine künstliche, um mich so auszudrücken, rhetorische Form anzusehen wäre, welche eben durch den oben berührten Gegensatz von Weissagung und Erfüllung mehr Eindruck machen sollte. Natürlich müssen wir annehmen, daß Leibniz eine englische Ausgabe dieser Schrift besorgt hat oder sie jedenfalls auch in französischer und holländischen Fassung gab; dasselbe gilt von der folgenden Schrift Nr. III, denn es mußte ihm bei II und III daran liegen, daß sie vor Allem in England und Holland gelesen wurden, während die Verbreitung der deutschen Fassung in Deutsch-

land zwar auch noch wichtig, aber doch nur sekundär war. Ob in der englischen Fassung die Anmerkungen unserer deutschen Uebersetzung sich auch finden, können wir nicht entscheiden, halten es aber für wahrscheinlich.

Warum aber, wird man schließlich fragen, diese doppelte, ja dreifache Maske, warum läßt Leibniz, wenn er wirklich der Verfasser ist, seine Eine Autorschaft gleichsam in drei Seiten und Theile zerfallen: 1) Gesprächführende; 2) Belauscher und Niederschreiber des Gesprächs; 3) Uebersetzer und Anmerker? Eine doppelte Ansicht leitete ihn. Für's erste mußte die Ausführung mehr Eindruck machen, wenn sie dargestellt war als stammend von Engländern selbst, statt von einem Ausländer, und zwar stammend von vornehmen Staatsbeamten, „hochangesehenen englischen Herren, die wegen ihrer Qualitäten und Verdienste trefflich bekannt", wie es in der Schrift heißt. Man erinnere sich, daß der junge, unbekannte Politiker auch in der Schrift für die polnische Königswahl in der Maske eines lithauischen Edelmanns und Reichstagmitglieds redet, daß er auch im Mars durch eine Maske spricht, daß er endlich noch beim Manifest für Karl III. wünscht, der Druck sollte so eingerichtet werden, daß es schiene, die Schrift sei im Original spanisch und von einem Spanier verfaßt „il serait d'autant mieux reçu des Espagnols, s'il paraissait que l'ouvrage venait de quelqu' un de leur nation"[1]. Wir sehen, wie geläufig Leibnizen zu allen Zeiten dieser Kunstgriff war. Für's Andere aber mußte ihm dringend daran liegen, seine Person zu decken und in der Anonymität vielleicht noch weiter zu gehen, als nothwendig war. Denn er befand sich zur selben Zeit in England und Frankreich; wie mißlich hätte unter solchen Umständen das Bekanntwerden seiner Urheberschaft für ihn werden müssen. Bekanntlich ist ein Anfänger hierin noch skrupulöser, als Einer, der auf solchem Boden sich schon öfter bewegt hat. Wie sehr ihm dieß letztere Bestreben gelungen, sieht man an der Mühe, die es uns kostet, die verschlungenen Fäden zu entwirren und den Verfasser aus seiner dreifachen Verlarvung herauszulösen. Wir werden indeß bei der Besprechung des Stücks Nr. III finden, daß der jugendliche Verfasser dennoch, wieder in psychologisch

1) Guhrauer, Kurmainz II, 257 ob.

sehr naheliegender Weise, nicht umhin konnte, eine Andeutung seines Namens zu geben und sich so gewissermaßen das Urheberrecht an die Schrift stillschweigend zu wahren, ganz genau wie bei der „polnischen Königswahl". Denn ein Anfänger ist noch nicht so reich, um nur ohne Weiteres durch absolute Anonymität eine Arbeit für sich völlig verloren gehen zu lassen.

Blicken wir auf das Bisherige zurück, so wird der geduldige Leser uns zugestehen müssen, daß unsere Hypothese, so frei sie auf den ersten Blick scheint, dennoch gar nichts wider sich hat, sondern theils nach allgemeinen Grundsätzen möglich ist, theils durch verschiedene Analoga aus Leibnizens sonstiger politischer Thätigkeit und mehrere Data aus seiner damaligen Stellung und Lage stark unterstützt wird.

Diese unbestreitbare Möglichkeit wird nun aber zur stärksten Wahrscheinlichkeit, wenn wir auf's Einzelne der Untersuchung und Vergleichung eingehen.

Zunächst möchte ich auf den sprachlichen Charakter der Schrift aufmerksam machen. Ich glaube, daß sich wohl wenige Schriften aus jener Zeit finden, die so auffallend rein von Fremdwörtern sind. Wir finden fast blos „Intresse" und „Neutral", oder doch das Fremdwort gleich mit der deutschen Uebersetzung, so: „Intresse und Eigennutz", oder „Dessein und Vornehmen". Man erinnere sich, was wir zu Nr. I über die puristische Stimmung anführten, in der sich Leibniz nachweisbar gerade damals zu Paris befand, wo er ganz so in seinem oben erwähnten Brief schreibt: Auf den Fall, daß der Zweck erreicht war (ausgestrichen: Dessein reüssire) oder: „bin also davon entbunden" (ausgestr. dechargiret). Eben zur Zeit einer solchen puristischen Stimmung wäre demnach auch unsere Flugschrift abgefaßt. Daß wir gleich in Nr. III und später diese eigenthümliche Erscheinung nicht mehr treffen, besagt nichts dagegen, da solche Stimmungen ihrer Natur nach vorübergehend sind und besonders bei einer sowenig nervösen Anlage, wie die Leibnizens, sich nicht auf die Länge halten konnten.

Außerdem finden wir auch in dieser Schrift die leibnizische Eigenthümlichkeit der starken Vorliebe für die Anafora (z. B. auf S. 6 ist viermal angesetzt mit „Sollen wir", und so finden sich noch viele Beispiele). Ueberhaupt aber ist die Sprache ganz genau wie in der Sec. publ. sehr frisch, kräftig und bilderreich.

Gehen wir nun für unsern Nachweis auf den Inhalt selbst über.

1) Der Hausherr legt seinen Freunden die Sache vor. Es sei Pflicht, in einer so wichtigen Zeit sich zu bedenken, was man erwählen wolle. „Denn der Beschluß, den wir fassen, wird der Mittelpunkt sein, darnach alle die Linien nnd Züge unsres Vorhabens sollen gezogen werden“. (Wir werden in dieser Wendung den Mathematiker sehen dürfen.)

2) Zunächst ergreift nun der Freund der Neutralität das Wort. Er weist auf die Schäden hin, an denen England vom alten Krieg her noch leide, und meint, man müsse „erst die Flügel wieder wachsen lassen, die uns so kurz abgeschnitten worden“. Der Kaufhandel, der Englands Seele und Leben ist, leide am meisten unter dem Krieg. Andre Mächte erheben sich ja auch nicht gegen Frankreich und seien jedenfalls nicht darauf bedacht, den Bogen recht zu spannen. Sie liegen mit Frankreich unter der Decke und haben heimliches Verständniß mit selber Krone, sehen aber dabei auf ihren eigenen Vortheil durch einigen heimlichen Vorschub. Frankreich dagegen hat sich reichlich mit Geldmitteln versehen; es ist von einem zahlreichen Volk bewohnt, das all' sein Fortun in Streiten und Kämpfen sucht. Sollen wir nun den herumschweifenden Rittern gleichen, daß wir unser Leben für andrer Leute Streitigkeiten und Zänkereien sollten blos geben? Da ist eine große, weite See, die uns von der andern absondert und vor Bestürmung und feindlichem Anfall auf's beste vertheidigt. Sollen wir uns also den Spaniern aufopfern, die selbst schwach sind, oder sollen wir gar den Franzosen helfen und die Werkmeister sein, dieß übermüthige Bild aufzurichten, welches uns endlich selbst untertreten und zwingen möchte, es für unsern Herrn und Meister anzuerkennen? Ich mache also den Schluß, daß wir neutral bleiben und sie allein mit einander kämpfen und streiten lassen, während wir unterdessen uns selbst besser einrichten“.

Vergleichen wir die Gedanken und Wendungen dieses Abschnitts mit Leibnizischem. Auch das Bedenken über die Sec. publ. weist in der oben zum Eingang von unsrer Schrift Nr. II angeführten Stelle auf den frischen, unsäglichen, übelbegrabenen Schmerz hin, den England im letzten Krieg erlitten und

der leicht wieder in den Gemüthern der englischen Nation aufwachen könne S. 180. Ferner finden wir das Bild, daß eine Hauptthätigkeit Seele und Leben eines Staats sei, außer manchen andern Stellen ganz ähnlich im Eingang der Sec. publ., wo diese physiologische Anschauung als Vergleichung des directorium perpetuum, aerarium perp. und miles perp. mit Geist, Blut und Gliedern eines Menschen ganz durchgeführt ist. Auf die günstige Stellung Englands, das vermöge seiner Lage sich äußrer Händel entschlagen und im Innern thun kann, was es will, weist auch das Bedenken S. 229 hin, wenn es sagt: Der König kann sich leicht zum Monarchen seines orbis a reliquo divisi machen. Die Lauheit und Halbheit der Gegner Frankreichs wird im Bedenken und im Mars, besonders aus Anlaß der (bei Nr. I behandelten) Judasvorwürfe ganz wie oben geschildert: „Sie nehmen den Nutzen unterdessen an und sehen durch die Finger, weil sie meinen, es werden schon Leute sich finden, die Frankreich gewachsen seien“ oder: die Gallice Gesinnten halten Frankreich ihres Nutzens wegen die Stange“ S. 169.

Frankreichs finanzielle und militärische Lage schildert wiederum das „Bedenken“ als eine für seine Nachbarn gefährliche, wie wir es oben hörten: „Wie sehr sich Frankreich gestärkt, können auch Blinde sehen — die Einnahmen sind in die höchste Richtigkeit gebracht — es nimmt alle Jahre mehr Geld ein, als es ausgibt. — ist wie der Eibenbaum (vgl die Stelle zu Nr. I) — bringt ein unsägliches Reichthum zusammen u. s. w.“ S. 224 f.

Besonders schlagend als Parallele ist aber eine Stelle auf den ägyptischen, mit unsrer Flugschrift ziemlich gleichzeitigen Aufsätzen: Adde quod multi homines in Francia tantum spe quadam ingenii sui ac fortunae fiducia vivunt et militaribus civilibusque factis emergere conantur; his surgendi via nulla nisi per regem magna affectantem — qua ratione fit, ut milites et officiales sint in regis manu et rex praetorianorum nativorum exercitum cogere quovis momento possit[1]).

Endlich findet sich die obige Hinweisung auf das „übermüthige Bild“ (Statue des Nebukadnezar) ganz ebenso im „Be-

1) S. Klopp II, 40 ob.

denken" S. 245: „England sollte dahin gebracht werden, mit Holland in Bund zu treten und den aufsteigenden Kolossum zu subruiren". Die gleiche Bezeichnung gibt Leibniz auch sonst noch wiederholt der französischen Uebermacht (s. die Schriften über den Utrechter Frieden).

Fahren wir nun wieder in unsrer Flugschrift fort.

3. Mit dem obigen Rath der Neutralität sind die Andern gar nicht einverstanden, wie aus ihrem Gemurmel zu merken ist. Es beginnt daher nun der Gegner der Neutralität seine Rede: Selbst einen friedlichen Geist haben ist nicht genug; unsre Nachbarn müssen sich auch von demselben Geist leiten lassen. Wer ein großes Verlangen nach dem Frieden trägt, hat sich zugleich verpflichtet zu halten, nach einigen gewaltigen Hilfsmitteln, dergleichen der Krieg ist, sich umzusehen. Bisher war die Grundregel des englischen Staats allerdings, die beiden Reiche Spanien und Frankreich in gleicher Wagschale zu halten, und auf welcher Seite sie sich befanden, die hat jederzeit und ohne allen Zweifel die Oberhand behalten. Allein dießmal geht dieß ruhige Verhalten nicht an. Würde Spanien einbüßen und unterdrückt werden, so würden wir als Seiltänzer sein, die ihre Gewichtsstange verloren und alle Tritte zu wanken pflegen. Was gute Meinung auch man auch von Frankreich hat, so ist es doch unmöglich zu glauben, daß solch' Königreich, nachdem es Spanien (in den Niederlanden) unterdrückt, nicht die Waffen wider uns sollte kehren (wozu die Anm. sagt: das ist gewiß wohl erwogen; wenn Frankreich durch den Sieg solche Macht zu See bekommt, so wird es gewiß nicht lange stillsitzen). Die Neutralität ist also nicht zuträglich. Der schändlichste Name, den die Schrift den Menschen gibt, ist, wenn sie sagt, sie seien weder kalt noch warm. Kluge Leute haben dieß stets geflohen, denn der Mittelweg macht keine Freunde und befreiet nicht von Feinden. Der Krieg wird uns überdieß zu mehrerer Befreiung des Königreichs gereichen und dasselbe von seiner bösen Seuche und Feuchtigkeit, ich will sagen von dem unnützen Gesindel und Müßiggängern trefflich reinigen, die sonst die Staatsruhe zu beunruhigen pflegen".

Vergleichen wir wieder. Was zunächst den obigen Tadel der Neutralität betrifft, so ist es fast überflüssig, für diese Ansicht

besondere Stellen aus Leibniz anzuführen, indem sich solche fast in jeder politischen Kundgebung desselben finden, da dies eine Grundüberzeugung unsres Staatsmanns ist. Daher nur einige wenige Belege. In den „politischen Gedanken“ von 1670 sagt er: neutrales similes ei, der den mittleren Stock bewohnt, von unten wird er beraucht, von oben urina perfundiret[1]). Im Bedenken für die Sec. publ. lesen wir: „Wenn wir uns nicht selbst in eine Postur stellen, so könnten schließlich die zwei mächtigen Nachbarn uns als inermes unter sich theilen, wir könnten mitsammt der Tripelallianz zwischen zwei Stühlen niedergesetzt werden und ohne Dank von Spanien Frankreich zum Feind gemacht haben“ S. 181. Ebenso hält L. in den Reflexionen von 1688 den Italienern vor: Les voyes du milieu sont toujours dangereuses. (Kl. V, 633 med.) Daß er, damit zusammenhängend, einen kräftigen Krieg dem zweifelhaftigen Frieden vorzieht, hörten wir bei Nr. I, wo es hieß: bellum geritur, ut pax acquiratur. Außer den dort schon angeführten leibnizischen Parallelen erinnere ich an das Motto der Schrift „La paix d'Utrecht inexcusable“: Jusqu' à la sureté (c'est la loi). Il faut faire aux mechants une guerre immortelle. La paix est fort bonne de soi, J'en conviens, mais à quoi sert-elle, Avec des ennemis sans foi?

Was für's Andre die obige Schildung der bisherigen englischen Politik betrifft, überall das Gleichgewicht zu halten, so sagt die Sec. publ. fast wörtlich gleich: Heinrichs VIII. und Kromwells Politik war, unter Anderen die Wage zu halten und sich des Symboli zu rühmen cui accedo, praeest (S. 229).

Daß Frankreich nach dem Sieg nicht werde lang stillsitzen[2]), sondern nach Hollands Besiegung an England sich machen werde, ist die Ueberzeugung schon der Sec. (vgl. die oben im Eingang zu II angeführten Stellen). Denn, wie diese sagt, das menschliche Gemüth kann nicht ruhen, es ist ihm eine Pein, ohne Bewegung zu sein. Daß ein König, so eines solchen Landes Meister ist, weiter gehet und über andre zu herrschen sucht, ist kein Wun-

1) Kl. I, 169.

2) Eben dieser Ausdruck „stillsitzen“ findet sich immer wieder in der Sec.: Wenn Frankreich von England des „Stillesitzens“ versichert ist u. s. w. z. B. S. 245. 232.

der, weil seine bereits habende Macht das stärkste Instrument ist, ein größere zu haben“ S. 214 f.

Ebenso weist die Schrift gegen den Frieden von Utrecht (1713) nach, wie höchst irrig es sei, wenn England oder Holland dem Andern eine Niederlage durch Frankreich gönne, indem es dann zweifellos bald auch an das schadenfrohe Land selbst komme; (mais si la Grand-Bretagne se laisse flatter par la perspective de la ruine de Hollande, elle doit être bien duppe, puisque d'autres en profiteront pour l'accabler elle-même[1]).

Was endlich den letzten Gedanken anlangt, ein Krieg könnte England in heilsamer Weise von bösen Säften reinigen und die unruhigen Müßiggänger wegschaffen, so finden wir auch dieß in der Sec. gelegentlich angedeutet: „Der Könige habe den (früheren) Krieg so heftig angefangen, aus causis secretis, um nemlich seinen unruhigen Unterthanen zu Ader zu lassen, wie manche meinen“ S. 232.

4. Es erhebt sich nun, um in unsrer Flugschrift weiter zu machen, nachdem die Neutralität abgewiesen ist, der Freund des französischen Bündnisses: „Ich bin mit Euch einverstanden, daß wir die Seite erwählen, welche England am zuträglichsten ist. Denn dieß, der Nutzen, ist der Geist und die Seele des Staats, ja dasjenige, was einen ganzen Staat lebendig und wachsthümlich (offenbar puristisch für „Organismus“) macht (vgl. dieß physiologisch-psychologische Bild für Staatsverhältnisse schon oben). Wo ist aber der größere Vortheil? Frankreich bietet uns Rosen, Spanien nur Dornen. Dort werden wir Antheil am Gewinn haben können, hier nur am Schaden, da wir doch das Pflaster zu spät auf die Wunden legen und der Krebs nunmehr zu sehr eingewurzelt ist (man beachte wieder das medizinische Bild, Eingang der Sec. vom hektischen und chronischen Fieber des deutschen Staatswesens). Lasset uns daher zusehen, daß Frankreich nicht alles überkomme; denn die Wagschalen sind eben doch nicht mehr gleich, sondern sie schlägt auf die Eine Seite ziemlich aus“. (Vgl. die jetzige Bilanz von Europa von 1670, Klopp I, 164: Frankreich sucht auf der Wage umzuschlagen.)

1) Leibn. ed. Careil IV, 133 med.

5) Dagegen erhebt sich aber mit aller Entschiedenheit der Vertheidiger des spanisch-holländischen Bündnisses. Er erklärt dem Vorigen, er habe offenbar seine wahre Meinung nur verhüllt, um durch Aufstellen des Gegentheils um so stärker zu wirken (wie es Leibniz im Mars macht). Denn dieß wäre, wenn ernstlich gemeint, wie der Vorschlag, die alten soliden Festungen einzureißen und neue in die Luft zu bauen (vgl. was Leibniz in den Refl. von 1688 über die angeblichen deutschen Rüstungen gegen Frankreich sagt: Sie müssen in einer oberen Region gemacht sein, denn hienieden sei nichts davon zu sehen). Ihr machts wie diejenigen, welche, um wieder jung zu werden, sich gerne in Stücke zerschneiden ließen und in einen Destilirofen schieben, um eines neuen Lebens auf solche Weise habhaft zu werden (wieder das medizinische Bild für Staatsverhältnisse). Ich bitte Euch, entschlagt Euch dieser Meinung von Frankreich. Dasselbe soll nicht der ganzen Welt Staub in die Augen werfen, noch alle Leute betrügen. Seine Absichten sind einzig darauf gerichtet, die Einfältigen zu hintergehen und die Handlungen trefflich herauszustreichen, unterdessen aber zu verrichten, was ihm gefällt. Den Engländern ist nichts dienlicher, als aus ihrem Irrthum gerissen zu werden, und zu wissen, daß Frankreich nicht suchet ihre Einigkeit zu befördern, sondern im Gegentheil Aufruhr, Zwiespalt, Trennung unter ihnen anzurichten und zu erhalten. Dieß sind Frankreichs Grundregeln, das ist sein Interesse und eigener Vortheil, dieß ist die Art und Weise, die es von seinen Vorfahren auf sich geerbt und wovon es nicht leicht lassen wird. Alle ihre Erfindungen sind soviel Zank- und Zwietrachtsäpfel, die die Abgefertigten von Frankreich mitten unter uns werfen. Es gehet darauf aus, ein Herr über alle Königreiche und Fürstenthümer in Europa zu werden. Es will die Zügel in der Hand behalten und uns einen Kappzaum und Nasenband anlegen, damit es uns führe, wie es will. Man sieht wohl, daß es nur mit Englands Fingern den Braten von dem heißen Spieße ziehen will, trachtet aber dabei, selben allein und ohne englische Mitesser zu verzehren. Ist es da auch wohl glaublich, daß Volk und Parlament die Ruthe verschaffen, damit sie selbst sollen gestrichen werden? Sie machen

uns jetzt Anerbietungen, aber auf diese Weise werden sie uns scheeren nach ihrem Wohlgefallen; alsdann werden sie köstliche Kleider von der Wolle machen, die sie von unsrem Fell überkommen haben. Sie geben uns nach ihrer Gewohnheit ein hartes Bein, daran zu nagen, und verlangen, daß wir solches sollen zerbrechen, trachten aber dabei das Mark allein daraus zu essen.

(Die Anm. sagt: Frankreich trachtet die Engländer zu seinen Jagdhunden zu gebrauchen und alsdann, wenn das Wild gefangen ist, sie anzuschließen.) Diese hoffärtige Nation will uns eitel nur zu ihren Handlangern gebrauchen. Wie trefflich steht es schon jetzt mit ihrer Flotte. Es ist nicht viel über drei Jahre, da Frankreich nicht mehr als etwa 20 Kauffahrtei- und 10 Kriegsschiffe in die See bringen konnte. Nun aber weiß ich gewiß, daß es zu dieser Zeit in die 60 große Schiffe hat, neben vielen kleinen und mittelmäßigen Schiffen, sparen auch keine Kunst, sich mächtig und unüberwindlich zu See zu machen. So würde am Ende das alte Sprichwort, daß England Frankreich auf seine eigenen Kosten dienen müsse, von uns mit Wahrheitsgrund gesagt, und wir würden hinter den Ohren krazen müssen, wenn Frankreich zum Ziel gelangt. Denn wie schrecklich wäre die Verbindung von Frankreich und Spanien, sonderlich wenn der Abstand (puristische Uebersetzung von Renunziation) der Infantin vom Königreich Spanien würde aufgehoben sein! Die spanischen Niederlande (die Anm. sagt: dieß kann von den Niederlanden überhaupt gelten) sind anjetzo noch ein Bollwerk, welches ihm an der Herrschaft über ganz Europa verhinderlich ist, ja welches ihm ein sehr starker Damm, dadurch der schnellste Strom aufgehalten, als der, wenn er seinen Lauf hätte, alle benachbarten Länder überschwemmte. Und so schwach ist Spanien nicht, wie ihr es schildert. Stehen wir zu ihm, so wird Frankreich wie Schnee vor der Sonne schmelzen. Auch die vereinigten Staaten halten ihre Segel fertig und wachen ihrer Sicherheit, denn es ist ihnen sehr viel daran gelegen, daß sie starke Dämme den Strömen entgegenlegen, die sie sonst überschwemmen möchten. Auch die andern Fürsten, die Frankreich mehr fürchten, als lieben, werden den Schönbart und die verstellte Kappe bald

ablegen, wenn sie eine solche Macht sehen, die stark genug ist, sie zu schirmen. Und Frankreich selbst ist ein Land voll böser Feuchtigkeiten, welche, wenn sie einmal ihre Wirkung recht thun, als dann dasselbe berstend, ja gar zu nichte machen werden. Benützen wir darum diese Zeit! Wenn wir diese höchst angenehme und dienliche Gelegenheit aus den Händen lassen, so werden wir sie alsdann nicht wieder bekommen". (Diese letzte Ansicht dringt in dem Gespräch durch und wird schließlich von allen angenommen.)

Werfen wir von diesem ganzen Abschnitt einen vergleichenden Blick auf Leibniz. Zunächst wird sich einmal nicht verkennen lassen, daß wir hier noch mehr, als bisher, ganz den frischen, sinnlich-anschaulichen, bilderreichen Stil der Sec. publ. haben. Was das Einzelne anlangt, so ist es, die Warnung der optimistischen Täuschung über Frankreich betreffend, eigentlich wieder überflüssig, einige Parallelstellen anzuführen, da dieß der Grundton aller leibnizischen Schriften gegen Frankreich von der Sec. bis zu den Schriften des Utrechter Friedens ist „man solle sich keinen Sand in die Augen werfen lassen, man solle nicht so einfältig sein, und den schönen Worten glauben". Und wenn wir oben mit solchem Nachdruck ausgesprochen lesen, es sei Frankreichs Grundregel und ererbte Weise, andere zu theilen, Zwiespalt und Uneinigkeit unter ihnen zu pflanzen u. s. w., so ist dieß ganz das, was wir in der Sec. publ. z. B. S. 222 finden: Der Krone Frankreich ist, zum arbitrio rerum zu gelangen, zweierlei hauptsächlich nöthig: sich stärken und andere theilen. Letzteres mächt sich, wenn man bewirkt, daß sie ihre Consilia nicht konjugiren, ja einander entgegen sein. — Nun andre zu theilen, wird in Frankreich auch nicht gefeiert. In Spanien fomentirt man Portugall gegen Spanien, Arragonien gegen Castilien, Don Juan gegen die Königin, die Königin gegen die Grandes. In England sagt man gleichfalls, daß die Dinge so gehen negotiantibus sic Gallis, das England in den letzten Krieg gesteckt, das des jetzigen Königs Herrn Vater und ihn selbst abondonnirt, ja gar in dem Moment der Restitution nach etlicher Vorgaben hindern wollen. Unsre Flugschrift bemerkt: Frankreich hat einen schändlichen Vertrag mit den Kronrebellen gemacht. Es hat zugegeben, daß S. M. Herr Vater auf uner=

hörte Weise enthauptet worden, es ist so grausam und unmitleidig gewesen, daß es unsrem König als seinem nahen Vetter eine sichre Einkehrung geweigert und nicht einmal wollen vor ihm gut sprechen, als er in seinem Lande sich aufhielt. Daher ist bei den Kauf- und Handwerksleuten ein tiefer Haß gegen die Franzosen eingewurzelt, denen sie all ihr Unglück Schuld geben, die Verführung des guten Königs Caroli I. imputiren, anjetzo dergleichen in Filio besorgen, denen sie den jüngsten unglückseligen Krieg als Anhetzern zurechnen, die sie als hostes religionis et per regiminis episcopalis cuniculos romanae religionis et regiae potestatis absolutae deductores ansehn, denen sie von Alters her feind sind und festiglich dafür halten, daß ihnen durch Franzosen, deren in England eine unglaubliche Menge, nicht allein innerlich die Nahrung abgestrickt werde, sondern auch äußerlich mehr und mehr abgestrickt werden wolle. (S. 230. 233.)

Ebenso ist der Ausdruck: „Zank- und Zwietrachtsapfel" dem Leibniz sehr geläufig. In der Sec. publ. heißt es: „Deutschland ist das pomum Eridos, das sich zugeworfen, so um die Monarchie gespielt". Und im Caes. Furstenerius: „Die Fremden sind es, die diesen Zankapfel nach Deutschland hineingeworfen haben". Man vergleiche dazu aus Nr. I: „Schaffet die Agenten und Residenten aus dem Land, die nicht geschickt sind, Eure Hohheit zu administriren, sondern an den Höfen die treuesten Diener zu korrumpiren".

Nicht minder leibnizisch ist die obige Ausführung über Frankreichs Streben nach der Weltherrschaft und wie es dabei andre Völker, seine Bundesgenossen, und insbesondere England nur als Werkzeug benütze. Ganz dasselbe Bild von den Jagdhunden findet sich in der Sec. publ. S. 246: Holland möchte gern Frankreich anderswo Feinde erwecken, aber Frankreich geht mit derselben Kunst um und vielleicht besser und gedenket, mit ihnen durch andre zu kriegen und die Polzen zu drehen, die sie verschießen sollen. Denn dadurch mattet er sie ab, wie ein wildes Thier, darauf man viele kleine Stäuber hetzet, siehet ruhig zu und thut alles, was ein Feind thun kann, mit allen seinen Kräften und leidet noch fürchtet nichts dagegen. Unterdessen gewinnt er Zeit, seine Seemacht vollends zu

perfektioniren und endlich, wie ein Jäger mit dem Schweinspieß dem Wild den Garaus zu geben — alsdann kommt der Oberjägermeister, das ist der König in Frankreich dazu und gibt den letzten Fang". Daß besonders England „nach dem alten Sprüchwort" Frankreich auf seine Kosten dienen müsse, hebt Leibniz z. B. auch in den Refl. von 1688 hervor: „On peut dire que la France est redevable de ses avantages aux desordres de l'Angleterre qu' elle a fait naître, mais peutêtre que le ciel la punira par cette même Angleterre qu' elle avait fait l' instrument de son ambition et que le roi et la Nation ouvrant les yeux reprendront leurs vrais interêts et se vengeront d'une couronne dont ils ont été le jouet depuis tant d'années[1]). Eben dieß heben besonders auch die leibnizischen Schriften über den spanischen, oben so scharfsinnig vorausgesehenen Erbfolgekrieg (— der „Abstand" der Infantin —) und den Utrechter Frieden hervor, wo England durchaus als das betrogene Werkzeug Frankreichs dargestellt ist. Auch den Ausdruck von der „Ruthe" finden wir oft bei L.: „Frankreich steht da à la baguette; es will uns wie Schulbuben mit der Ruthe züchtigen; es meint, es dürfe die Leute züchtigen, daß sie auch noch die Ruthe küssen müssen[2]).

Was endlich die Vergleichung der beiderseitigen Macht betrifft, so hebt unsre Flugschrift besonders Frankreichs Verstärkung zur See hervor. Ganz so die Sec. publ.: „Es sucht vor Allem seine Seemacht zu perfektioniren; vor dem waren sie nichts als Kaper zur See, jetzt können sie täglich 100 Orlogsschiffe auslaufen lassen. Je länger man wartet, desto stärker und formidabler werden sie; vor diesem hatte er 30 Orlogsschiffe (vgl. dieselbe Zahl oben: 20 und 10), jetzt 100; er hält eigene navalische Schulen und es fehlt ihm an Verlag, Adresse und Eifer nicht". Auf der andern Seite ist der Ueberblick über die Kräfte der Gegner Frankreichs ganz so gehalten, wie wir ihn bei Leibniz wiederholt, und besonders ähnlich am Schluß der Refl. von 1688 fanden. Zunächst die (spanischen) Niederlande sind bezeichnet als ein fester Damm und Bollwerk ge-

1) Klopp V, 629.
2) Klopp V, 631 in den Refl. von 1688.

gen Frankreich, wie die Sec. publ. von einem geeinigten Deutschland sagt, es werde die Bellikosität seiner Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, sich auf eine andere Seite wenden. Vgl. überhaupt, was wir zu Nro. I über Leibnizens Vorliebe für solche Wasserbilder in politischen Dingen sagten. Allerdings liegt das (in unserer Flugschrift zweimal hintereinander gebrauchte) Bild vom Strom, Damm, Ueberschwemmung gerade bei den Niederlanden an sich sehr nahe, doch wollen wir hervorheben, wie Leibniz in der Consultation von 1684 fast wörtlich gleich sagt: Les Pays-Bas étant perdus il sera fait de la liberté publique. Quand cette digue sera rompue tout sera inondé en un moment et il n'y aura plus moyen de s'opposer au torrent[1]). Und in den Refl. von 1688 wieder über Holland: Ils auront la gloire d'avoir mis la première pierre aux fondements de cette digue, qui fera regagner le pays inondé et assurera l'Europe contre l'impetuosité des flots capables sans cela de faire naître un déluge universel[2]). Weiterhin finden wir im gleichen Zusammenhang wie oben, auch in den Refl. von 1688 die Hinweisung darauf, daß viele Fürsten gern gegen Frankreich wären, aber sich fürchten. So von den italienischen Fürsten: Je veux croire, que l'Italie pourra être excusée jusqu' ici et j' advoue qu' il auroit été dangereux de choquer la France. Mais grace à Dieu, ce temps n'est plus". Oder in der Consultation von 1691 heißt es wieder von den italienischen Fürsten: Ils craignent tant de choquer la France, mais ils se pourraient servir d'un expédient fort plausible — alors on prendrait enfin les mesures convenables et Messieurs de la ligue seraient en état de lever le masque[3]). Auf die „bösen Feuchtigkeiten in Frankreich selbst" weisen auch andere leibnizische Schriften hin, besonders die Sec., wie wir es zu Nro. I anführten. Dort in Nro. I heißt es: Es warten auf Euch im Lande selbst viel Malkontenten. Deutlicher mit unsrer Flugschrift parallel sagt die Sec.: Man sollte ihm hoc ulcere in-

1) Klopp V, 266.

2) Klopp V, 631; es ist zu beachten, daß diese Stelle sich an dem, wie oben bemerkt, unsrer Flugschrift ganz parallelen Schlußüberblick der Refl. findet.

3) Careil III, 257. 260.

testino, dazu stets mehr böse Humores, d. i. Malkontenten im Lande fließen würden, zu schaffen machen. (Vgl. aus dem äg. Vorschlag: fonticulus apertus.)

Endlich die obige Form der Aufforderung, diese Gelegenheit zu ergreifen, die nicht wieder kehren werde, ist so ziemlich die stehende bei Leibniz, vgl. den Schluß von Nro. I: Lasset die Gelegenheit nicht aus Handen, jetzt ist es Zeit, daß ihr könnt üben tapfre Thaten! oder am Schluß der Refl. von 1688: Mais si l'on manque cette fois, la faute sera irreparable et l'on ne retrouvera jamais l' occasion perdue — jamais occasion n' a été plus belle pour se faire valoir — l'Espagne ne manquera pas de se prevaloir de la conjoncture — voilà maintenant la temps pour les rois du Nord de s' en venger. — On ne retrouvera plus de si bonnes conjonctures. Potuit quae maxima virtus esse, fuit.

Es wird Niemand leugnen, daß sich in unsrer Flugschrift die auffallendsten Anklänge in Gedanken und Wendungen zu Leibniz, besonders zu der nur drei Jahre früheren, nur handschriftlich vorhandenen Securitas publ. finden. Ehe wir indeß das Ergebniß ziehen, wollen wir die damit zusammenhängende, auf Holland gehende Flugschrift in's Auge fassen, welche vollends den Ausschlag gibt.

III.

(Nro. 28 unsrer Sammlung; 28 Seiten.)

Politische Betrachtung über den gegenwärtigen Kriegszustand zwischen Frankreich und denen vereinigten Niederlanden. Aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt und zum Druck gegeben (folgt das Bild eines stehenden Löwen mit 2 Pfeilen). Im Jahr Christi 1674.

Diese Schrift stammt der Abfassung nach wohl aus dem Jahr 1673, also mitten aus der Kriegszeit, da es mit Holland verzweifelt stand: von außen der siegreiche Feind, von innen die blutigsten Volksaufstände. De Witt war ermordet, die oranische Partei unter Wilhelm ans Ruder gekommen, aber nicht ohne

schwersten Widerstand von Seiten der Holländer zu finden. Dem gegenüber will unsere Schrift, geschrieben zur Aufklärung und Mahnung,

1) nachweisen, was Frankreich denn eigentlich bei seinem Krieg gegen Holland anstrebe, nemlich die Universalmonarchie, bei welchem Streben ihm Holland besonders hinderlich und verhaßt sei; zugleich werden die Gründe erwogen, welche England zu seinem unklugen Schritt auf Frankreichs Seite veranlaßt.

2) Werden die inneren Unruhen besprochen. Mit gerechter Abwägung wird Lob und Tadel nach beiden Seiten vertheilt, aber schließlich doch erklärt, jetzt wenigstens müsse man fest zu Oranien halten und das allein dem Feind nütze Schimpfen und Widerstreben bleiben lassen.

3) Wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die andern Mächte, besonders auch England, in Bälde mit Frankreich brechen; indessen solle sich Holland eben selbst tüchtig anstrengen, so werde noch Alles gut.

Wir sehen schon an diesem kurzen Ueberblick, diese Schrift, deren „Uebersetzer" ja sich selbst zugleich als den Uebersetzer und Anmerker der vorigen bezeichnet, bewegt sich ganz in denselben Gedanken, wie Nro. II, nur mit der Anwendung auf Holland. Zugleich steht sie, wie jene, in naher Beziehung zu dem Abschnitt der leibnizischen Sec. publ. der ausdrücklich von Hollands zerfahrenen innern Verhältnissen spricht: „Holland betreffend, ist nicht zu leugnen, daß die Form der Republik eben so tröstlich nicht bestellt sei. Denn der oranischen Prätensionen zu geschweigen, so ist zweifelsohne ein ewiger Staatenkrieg zwischen Holland und den übrigen Provinzen. Der Prinz von Oranien ist jung und ein Anhänger dieser Dinge, hat keine Miliz, kein Gouvernement in seiner Hand u. s. w. — Wird also Frankreich allezeit Materie sie zu zertheilen und zu verwiren haben". S. 241 ff.

Auch von dieser Schrift behaupte ich nun, daß sie von Leibniz verfaßt sei und zwar wesentlich zur gleichen Zeit und unter gleichen Umständen, wie die vorige[1]). Suchen wir dieß, nachdem

1) Sollte vielleicht eine Stelle in Leibnizens „unvorgr. Gedanken" hierauf gehen, wo es heißt: „Ich erinnere mich, daß, als ich etwas vor Niederländer einsmals deutsch schreiben lassen sollen, man mich sonderlich gebeten, lateinische Buchstaben brauchen zu lassen. (Guhr., d. Schr. I, 482.)

die allgemeine Orientirung schon zu Nro. II gegeben ist, nun sogleich im Einzelnen nachzuweisen.

Unsre Flugschrift beginnt mit der Erklärung: „Die Gerechtigkeit unsrer Waffen ist so groß, als sie jemals in der Christenheit gewesen. Der wahre Grund, warum wir angegriffen werden, das sind die hochtrabenden Gedanken des Königs von Frankreich, der eine vollkommene Monarchie in der Christenheit anzuordnen trachtet und deßwegen vor allem den Fuß auf den kaiserlichen Thron setzen will. Denn es wolle nur ein Politikus unbeschwert etwas reiflich der Franzosen An- und Vorschläge erwägen, welche sie in dieser Sache seithero praktizirt, so wird er dieß finden daß sie all ihren Zweck auf eine europäische Monarchie und Alleinherrschung gehabt, wie hievon Ludwigen gar wichtige Instruktiones, nebst einer gewaltigen Summe Geldes von dem Kardinal Mazarin hinterlassen worden. Man beachte:

a) Die Unterhaltung des letzten englischen Kriegs mit Holland, um beide zu schwächen und einander selbst verzehrend zu machen, die Ueberfallung der spanischen Niederlande, um dadurch das Haus Oestreich zu erniedrigen.

b) Die Korruption und Bestechung der hohen Minister an allen Höfen, die nicht wenig Bestürzung verursacht, weil nicht allein die französische Sprache und Mode, sondern auch der Eigennutz allenthalben eine beliebige Statt findet.

c) Namentlich bemüht sich der König von Frankreich schon lange, die deutschen Kurfürsten an sich zu ziehen und dadurch ihre Hülfe und Stimme zu erlangen, welches er sonderlich hoffet bei den geistlichen Erzbischöffen und Bischöffen, als die, weil sie um ihre Nachfolger sich nichts zu bekümmern haben, sich eher als andere mit Geld würden bestechen lassen, weil sie wenig Sorge trügen, was nach ihrem Tod geschehen möchte, sondern wohl zufrieden sein, wenn sie nach ihrem Belieben leben möchten und hielten sich also gemeiniglich an den, der ihnen am meisten bietet. Der Bischoff von Münster namentlich, der weiß nicht wem um Geld dienen würde, nahm alsbald der Franzosen Partei. Die weltlichen aber, als welche keine so starke Zuneigung spüren lassen, trachtet er zu

gewinnen vermittelst einer hohen Ehrverbündniß oder Anbietung hoher Verrichtungen, wie man schon mit etlichen verfahren und annoch mit Brandenburg zu thun bemüht ist.

Nun weiß aber der König von Frankreich, daß die Niederlande nie einen französischen König auf deutschem Kaiserthron dulden würden; deßhalb nahm er ihm vor, sie auf solche Art zu unterdrücken, als nunmehr offen und am Tag ist.

Wie kam aber England dazu, sich zu den natürlichen Feinden seiner Nation zu schlagen? Denn es ist doch gewiß, daß durch Frankreichs Erhöhung Englands Interesse geschwächt wird, wo nicht gar gewisser Untergang erfolgt, während gewiß ist, daß Frankreich ohne Bündniß mit England wohl nicht gebrochen hätte?

Ein Hauptgrund war, daß der König denjenigen Vorschlag zu vollziehen und zu Ende zu führen gedenkt, welchen auszuführen schon viel Könige vor ihm sich äußerst bemühten, nemlich des Pöbels Recht und Privilegien zu Boden zu stoßen, den Adel aber wieder in seinen vorigen, alten Stand zu bringen.

Vergleichen wir diesen Abschnitt mit Leibnizischem. Der leitende Gedanke, daß Frankreich bei seinem Krieg gegen Holland einen viel höheren und allgemeineren Zweck verfolge, nemlich die Gründung einer Universalmonarchie, dieser Gedanke findet sich genau so schon in der obigen Schrift Nro. II, er ist der leitende Gedanke schon in der Securitas und im Mars. Eine besonders auffallende Aehnlichkeit mit dem obigen Gedankengang unsrer an Holland gerichteten Flugschrift zeigt aber eine gleichfalls anonyme Schrift aus dem Jahr 1687: „Des großen Königs in Frankreich Hauptdessein“, die wir nicht umhin können, ebenfalls Leibniz zuzuschreiben. (Wir behandeln sie als Nro. VI.) Dieselbe gibt sich als geschrieben „von einem deutschen Freund der vereinigten Niederlande“ und erklärt gleich zu Anfang, Ludwigs Hauptdessein sei, wozu er durch kluge Anordnung des Kardinals Mazarin erzogen, ein Kreuzzug höherer Art gegen die Türken. Dazu aber sei ihm, nach früheren Erfahrungen und Lehren der Geschichte, nöthig, zunächst die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, d. h. eine christliche Universalmonarchie zu gründen mit „un Roy une Loy, une Foy“, um mit ungetheilter und unverhinderter Kraft die Barbaren anzu-

greifen. Dieß nächste Ziel zu erreichen, darauf seien alle seine bisherigen Unternehmungen gegen die verschiedenen Staaten gerichtet gewesen. Hauptsächlich habe er darnach getrachtet, die Kaiserkrone oder doch wenigstens die Kaisermacht dem Haus Oestreich abzuspannen. Daher die Unterstützung der Fürsten in ihrem Suveränitätsstreben, „so daß ein Bischoff in Münster sich nicht gescheut, contra Caesarem oder doch invito Caesare sich an Frankreich zu hängen“.

Es sollte Kurmainz und auch den andern Kurfürsten wegen künftiger Wahl ein guter Wille gemacht werden. Unter den weltlichen Fürsten hat Frankreich im letzten Krieg (vor Nimwegen), um ihn zu karessiren, Niemand so reputirliche Friedensconditiones als Kurbrandenburg gestattet. Direkt suchte man Oestreich zu schwächen durch den Angriff auf seine spanische Seitenline. In ähnlicher Weise verfuhr man mit den andern Staaten: Man suchte England und Holland an einander zu hetzen; sie söllten einander selbst aufreiben und abmatten, indem der König von Frankreich mit Freuden solchem Spiel zusähe.

Später war England ganz eingeschläfert und hatte wegen der innerlichen Unruhe mehr zu denken, wie die angefangene Suveränität recht möchte maintenirt und die Monmouthische Partei vertilgt werden. (Vergl. zu diesem Gedanken die vorige Schrift II und die Parallele aus der Sec. von dem Aderlassen der unruhigen Unterthanen, überhaupt von dem Widerstreit des Ober- und Unterhauses als maßgebend auch für die äussere Politik.)

Es wird Niemand leugnen, daß zwischen diesem „Hauptdessein“ und unsrer Schrift nach diesen wenigen Proben schon der direkteste Zusammenhang vorliegt. Es sind nun zwar beide anonym und für beide erst die Leibnizische Urheberschaft zu erweisen, so daß dieß Zusammentreffen selbstverständlich nicht als direkter Beweis gelten darf. Wenn es uns aber gelingt, aus andern, als diesen Anzeichen sowohl für die Eine, als die andre Schrift unsern Nachweis zu liefern, so dient die eben bemerkte Verwandtschaft jedenfalls zu weiterer Bestätigung. Ein solches sich gegenseitig Stützen ist für die historische Kritik kein circulus vitiosus.

Führen wir indeß unsern Nachweis zunächst aus anerkannt

Leibnizischem. Zu dem Gedanken, daß Frankreich immer die Taktik befolge, seine Gegner auf einander zu hetzen, führten wir schon bei der vorigen, ihn auch enthaltenden Schrift II die nöthigen Parallelen aus der Sec. an: „Frankreich dreht die Polzen, die andre verschießen sollen, es mattet sie ab, damit es dann zuletzt mit dem Schweinspieß den Fang geben könne“ u. s. w., „besonders den letzten unglückseligen Krieg (mit Holland) rechnet man ihnen als Anhetzern zu“. Ebenso erwähnten wir schon oben, daß auch die Sec. als Hauptgrund für ein französisches Bündniß Englands innre Wirren und Absichten angibt, wie sie auch nicht anders, als unsre Flugschrift sagt: „Wo Frankreich Engellands nicht versichert scheint, es zur Zeit mit Holland noch nicht brechen wird“.

Was die Korrumpirung der Minister betrifft, so erinnern wir nur an die zu I (Strafrede) beigebrachten Parallelen aus der Sec. „von dem Geld und Volk, d. i. Weibsvolk, da alles zu französischer Sprache, Weisen, Trachten nezessitirt, kurz alles zu französischen Zwecken disponirt wird“.

Besonders bedeutsam für unsre Vergleichung ist, was unsre Flugschrift im Einzelnen über Frankreichs Versuche bei den deutschen Fürsten sagt. Von den weltlichen meint sie, daß dieselben keine so starke Zuneigung zu Frankreich haben, ganz wie der Mars sagt: Diesen weltlichen Fürsten freilich wird es gar sauer ankommen, sich unter Frankreichs Herrschaft zu geben, wie es ja schon in der Schrift von denen Reichen heißt, daß sie wohl schwerlich in's Himmelreich kommen werden. Ebenso weist die Sec. darauf hin, wie Frankreich, die deutschen Häuser sich zu verbinden, alle Mittel und Wege suche: „dazu braucht man sich nun andrer Hülfe und sich selbst unschädlicher Gutthaten, daß man Köln zu Lüttich — geholfen, daß man Köln und Brandenburg mit Titeln karessiret, ja selbst königlich zu traktiren nicht ungeneigt. Zu geschweigen zweier Hauptinstrument, Volk und Geld“ u. s. w. S. 238.

Weniger Mühe macht auch nach Leibniz die Sache bei den geistlichen Fürsten und Bischöffen. So sagt der Mars: Die gemeinen katholischen Geistlichen in Deutschland singen allschon das Hosianna, weil sich ihre Errettung naht. Auch von den Vornehmen, den Bischöffen und Fürsten, ist zu hoffen, daß sie nach dem Exem-

pel der zwei Straßburger Bischöffe es mit dem König mitmachen dürften, um so mehr, als sie Ursach haben zu glauben, daß man bei ihren Lebzeiten keine Neuerung einführen, vielmehr Gelegenheit überlassen würde, unterdessen seine Enkel mit gutem Gewissen zu bereichern. — Die Rhein- und Westfälischen, mit der Zeit auch die fränkischen Bischöffe werden sich dem katholischen Eifer des Königs nicht widersetzen".

Besonders beachtenswerth scheint mir die bittere Erwähnung des Bischoffs von Münster in unsrer Flugschrift, „der weiß nicht wem um Geld dienen würde". Leibniz hatte die Erfahrung gemacht in Sachen der von der Sec. publ. vorgeschlagenen Marienburger Partikularallianz, welcher auch dieser Bischoff Christof Bernhard von Münster beitrat, um im selben Jahr (1671) noch zweien andern Bündnissen beizutreten, die zum Theil die entgegengesetzte Tendenz hatten — all dieß ein dringender Verdachtsgrund, daß dieser Mensch um's Geld sich zum perfiden Werkzeug Frankreichs hergab und nur zur Störung in jene erste Allianz eintrat[1]).

Fahren wir in unsrer Flugschrift weiter fort: „Wie steht es aber bei uns im Innern? Viele meinten, das Hauptunglück sei von den beiden Witt entstanden; denn es gieng, wie es in dergleichen Fällen sich jederzeit zu ereignen pflegt, daß man nemlich allen Unfall der Regierung zuschrieb und alle Schuld denen Regenten zueignete, also daß das gemeine Volk, den glücklichen Waffensucceß der Franzosen sehend, zu schreien anfing: Es ist alles verrathen, verkauft und auf die Fleischbank geopfert! Von wem aber, ihr lieben Leute, wo, wann, warum, wie? wo ist das Geld? Wenn nur Jemand vorhanden wäre, der das geringste Zeugniß geben könnte. Ich will allerdings diese Faktion nicht entschuldigen, wenn es anders wahr ist, daß sie das höchste Unrecht begangen und das Nassauische Haus unterdrücken wollen. Allein ebenso wenig ist des Pöbels Grausamkeit (in Ermordung der Brüder Witt) zu entschuldigen; denn es ist doch noch besser, unter einem schlimmen, als unter gar keinem Guverno stehen. Da hörte man allenthalben von Hälse brechen reden und die Großen für Ver-

1) S. Guhr. Kurmainz I, 153.

räther ausrufen; das Lumpengesindel des Pöbels wollte eines Admirals Haus stürmen, weil etliche Weiber das Geschrei ausgesprengt, er habe die Flotte verkauft. Nichts desto weniger hat der Pöbel in Erwählung des Prinzen von Oranien zum Generalguverneur so Unrecht nicht gethan. Denn der mag ihm wider die Franzosen helfen. Leider aber treffen wir auch gegen die jetzige Regierung und seine Hoheit eine unglaubliche Menge der Malkontenten an, die sich wohl öffentlich unter einer Schafshaut blicken lassen, sind aber rechtschaffene Wölfe in ihren geheimen Unterredungen, also daß etliche gar sagten: Es ist besser, den Franzosen, als dem Prinzen zu gebot zu stehen (ganz so führt das „Hauptdessein" als Aeusserung einer holländischen Partei an: Lieber französisch, als prinzisch!). Zwar sind, wenn man die Wahrheit melden will, ihrer sehr wenige, die unter dem König von Frankreich zu sein Belieben trügen; im Gegentheil aber recht viel, die alles lieber möchten zu Grunde gehen sehen, als einen friedlichen und angenehmen Zustand unter seiner Hoheit (Oranien) erwählen. Sie möchten vor Verdruß und Widerwillen zerbersten, wenn sie etwas Gutes von diesem Prinzen reden hören, und lachen ihnen in die Faust, wenn sie einen üblen Ausgang seines Vornehmens sehen. Diesem losen Gesindel will ich in diesem Diskurs zeigen, daß sie übel thun, also gegen des Prinzen neue Regierung zu reden und zu denken. Es ist derjenige (— folgt 8mal dieser anaforische Ansatz, die Verdienste des Prinzen aufzuzählen —). — Und wir haben in der That nicht nöthig, auch noch inwendig zu hadern und zu streiten, wo der Feind im Land steht. Er hat einen unzähligen Haufen solcher Leute, die, wo sie nichts anders zu nagen und zu beissen haben, sich nothwendig in den Krieg begeben und eine Muskete anfassen müssen. Unser Staat ist bei weitem nicht so volkreich und meistentheils mit Handwerksleuten angefüllt. — Das ist das getreue Konterfei unsres Lands in seinem jetzigen Zustand".

Vergleichen wir. Was den ganzen Abschnitt anbelangt, der sich als Hauptheil der ganzen Schrift bezeichnet, so haben wir schon oben im Eingang zu Nro. III darauf hingewiesen und Belege aus der Sec. gegeben, daß Leibniz sich angelegentlich mit

diesen wirren innern Verhältnissen Hollands angesichts eines von Aussen drohenden Kriegs beschäftigte. Der Ausführung nach aber zeigt, bei dieser Hauptabsicht, unsre Schrift die größte Verwandtschaft und Parallele zu Nro. I, der Klag-, Straf- und Ermahnungsrede an Deutschland, welche ja auch die innre Zerfahrenheit, Treulosigkeit und Schlaffheit angesichts der Kriegsnöthen geißelt, so daß wir geradewegs sagen können, unsre Schrift Nro. III ist eine zweite, an Holland gerichtete Fassung von Nro. I, eine Züchtigung der holländischen Judasse und Verräther, nur daß es die Deutschen aus Gemeinheit, die Holländer aus Eigensinn sind.

Im Einzelnen können wir allerdings nur zwei Parallelen anführen. Die Art des Pöbels, im Unglück gleich Verrath zu schreien und alle Schuld auf die Regierenden zu werfen, hebt auch Leibniz in einem Auffatz über die Mißerfolge Oestreichs in Ungarn ganz ähnlich hervor: „Il est constant, que le peuple juge par les evenements et que les malheureux ont toujours tort; aussi voit-on, que le monde est plus disposé de dire du mal, que du bien des grands et de tous ceux, qui ont le maniment des affaires“ — [1]) und weiter in einem parallelen Auffatz: „Der Generale und hohen Personen Verstand und Tapferkeit will ich zwar nicht in Zweifel ziehn, so kann ich auch an ihrem guten Willen nicht zweifeln und cessiret allhier die närrische bei dem Pöbel eingerissene Meinung des eingebildeten stets währenden Bestechens, darauf man bei letztem französischem Krieg alles Unglück gegeben, da doch oft mehr Zagheit und Unverstand, als Geiz am Verlust die Schuld gehabt“ [2]).

Was die obige Bemerkung betrifft, daß Frankreich eine Masse Gesindel habe, das aus Noth in den Krieg ziehe, ob ihm vielleicht dort sein Glück erblühe, so haben wir schon zu Nro. II bei dem Satz: „Es hat unzählige Leute, die alle ihr Fortun im Kämpfen und Streiten suchen“, die Parallele aus Leibniz (besonders dem äg. Vorschlag) beigebracht. Holland betreffend fügen wir nur noch die Stelle aus der Sec. bei: Holland ist an

1) Klopp V, 173 f.
2) Klopp V, 185.

und für sich zu Kriegsunternehmungen, oder gar zum Anschluß an Frankreich nicht geneigt. Denn alle Einwohner leben geruhlich, kontant, in gutem Zustand und aller Dinge Ueberfluß und sind mit der bisher nach Wunsch gehenden Handlung beschäftigt. Dagegen können sie mit Händen greifen, wie es so gar anders stünde, wenn ihr Land in eines Monarchen Hand wäre, dessen Intresse ist, mehr Soldaten und Kavaliers, d. h. satellites dominationis suae, als Kaufleute, Kompagnien, Zünfte, Innungen zu foviren. Daher sind sie ruhig und geben unruhigen Rathschlägen kein Gehör, da es hingegen den Ländern, da das Regiment in des Adels und der Gelehrten mehr, als in der Kauf- und Handwerksleute Hände ist, an armen, doch ambitiösen Leuten niemals mangelt, welche eben diejenigen sein, so alles turbiren und sich durch Neuerungen empor schwingen müssen" S. 242 f.

Wir fahren in unsrer Flugschrift fort: „Wenn wir nun 3) betrachten, was künftig [1]) sein wird und was wir thun und hoffen müssen, so müssen wir sagen, daß der Feind gedenkt, uns ganz und gar zu verderben. Allein gemach! Ueber die Gerechtigkeit, die unsre Waffen begleitet, ist noch ein anderes zu hoffen. Es ist von Alters her eine gemeine Staatsregel gewesen, die europäischen Fürsten also in der Glückswage zu halten, daß keiner von ihnen also erhöhet werde, daß ihn die andern fürchten müssen (vgl. die Anschauungen der vorigen Schrift von dem Wagehalten uud der Balancirstange). Nur der König von Frankreich hat in allen Gelegenheiten im Trüben zu fischen sich bemüht und alle benachbarten Potentaten in Sorge und Unruhe versetzt. Der Generalfriede ist so eines einzigen Königs Ehrgeiz aufgeopfert worden, der seinen Ruhm auszubreiten, so viel Christenblut hat vergiessen lassen. (Vgl. Mars: So viele Ströme Bluts sind vergossen und ganze Felder überschwemmt worden, nur um auf die Thore von Paris mit güldenen Buchstaben schreiben zu können: Ludwig der Große. Oder

1) Diese Eintheilung: 1) was war Frankreichs beständiges Streben? 2) wie steht es gegenwärtig im Land, 3) was wird sein und werden? diese Theilung, sowie die obige Anwendung der Chrie: wer, wie, wo, warum, wann, von wem? weist auf den Logiker hin.



in den Refl. von 1688: Soviel Unheil in der Christenheit ist angerichtet worden zu Kontentirung einer einzigen ehrgeizigen Nation Mißvergnügen.) Doch ist gegründete Hoffnung, daß alle europäische Fürsten sich gewiß der französischen Universalmonarchie widersetzen werden und uns helfen. Einstweilen müssen wir selbst bitten, geben, streiten.

Wir müssen bitten; weil Alles von der Hand des Herrn kommt, so sollen wir ihn mit kindlichem Vertrauen ersuchen, daß er unsre gerechten Waffen segnen möge.

Wir müssen geben. Denn es ist besser, durch unsre Freigebigkeit dem Unglück, das unsre Nachbarn getroffen, zuvor zukommen und alles zu geben, als selbst mit Hab und Gut in die Hände des unbarmherzigen Feindes zu fallen.

Wir müssen streiten, oder gänzlich zu Grunde gehen. Bishero sind wir fast allezeit geflohen und haben etliche mal nach einander ohne einige Feindes-Erwitterung das Hasenpannier aufgeworfen; und welches sehr denkwürdig ist, so haben wir in keiner Renkontre, wo wir festen Fuß gefaßt, je eingebüßt. Wir können ja noch allezeit die Gnade Gottes erwarten, wenn wir steif widerstehen. Man muß nur der ersten Furie der Franzosen frisch und muthig entgegen treten, sie tapfermuthig angreifen und sich heldenmäßig im Kampf erzeigen, damit man die preiswürdige Viktorie davon trage; man muß Leib und Leben, Gut und Blut für die Landeswohlfahrt und Erhaltung aufopfern, sonst ist Hopfen und Malz verloren. Dulce et decorum est pro patria mori: Vor das Vaterland zu sterben heisset Preis und Ruhm erwerben.

Auch unsre Alliirten werden zu Felde ziehen und die deutschen Fürsten werden gedenken, wie übermüthig sie von dem französischen Gesandten behandelt worden. Hoffentlich werden diese heldenmüthigen Herrn den Franzosen zeigen, daß ihnen ihre Freiheit ungleich lieber als das Leben sei. Auch uns gebührt eine solche tapfre Resolution zu ergreifen und zu bedenken, daß rühmlich pro ara et focis, vor die Religion, unsre Freiheit, vor unsre Güter, Weib und Kind bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. Wohlan denn, ihr beherzten

Niederländer! Bittet, gebet, streitet und zweifelt dabei nicht im Geringsten an einem glücklichen Ende!"

Dieser letzte Abschnitt gibt für unsern vergleichenden Nachweis vollends den entscheidenden Ausschlag. Zuerst die religiöse Aufforderung zu bitten betreffend, wollen wir uns nicht damit aufhalten, genauer nachzuweisen, wie Leibniz in seinen politischen Schriften immer und immer wieder die religiöse Wendung nimmt. Es genüge statt vieler Belege die genaue Parallele aus einem Aufsatz „Denkschrift über politische Weltlage" von 1713, wo es heißt: Zuvörderst hat man sich an Gott zu wenden und dem die gerechte Sache nicht nur durch eifriges Gebet, sondern auch durch wahre Busse und rechtschaffenen Vorsatz anzubefehlen, und dieser löbliche Vorsatz wäre gleichsam ein Gelübde zu Gott, die Gerechtigkeit und Tugend zu handhaben und gemeine Wohlfahrt zum Zweck zu setzen — menschliche Mittel bestehen sodann sowohl in Bundesgenossen, als fürnemlich eigenen Kräften — (folgen Rathschläge, wie mehr Truppen und mehr Geld zu beschaffen wäre)[1].

Das Geben betreffend, weist besonders der Aufsatz über „geschwinde Kriegsverfassung" (Kl. V) nach, wie thöricht es gespart sei, wenn man an den Vertheidigungsanstalten gegen einen gefährlichen Feind knickere. Besonders finden wir diesen Gedanken am Schluß der Strafrede I, wo es heißt: Lasset Euch den grossen Kriegsunkosten nicht dauern, denn ihr erhaltet dadurch ein unschätzbar Kleinod, Eure Freiheit. Es ist ja besser, daß ihr zur Erhaltung Eurer deutschen Freiheit eure Mittel etwas mehreres angreifet, als daß ihr dieselben unter einem fremden Joch hernach gleichwohl nicht geniessen könnt, sondern nolentes volentes zu Unterdrückung Eurer selbst hergeben müßt, in welchem Euch die okkupirten holländischen Provinzen zum Exempel sein können".

Ueberhaupt aber ist es nun für unsren Nachweis grundwichtig zu zeigen, daß der Schluß unsrer Flugschrift in der allernächsten und unverkennbarsten Beziehung zu dem der Strafrede steht, den wir oben ziemlich vollständig gaben. (S. 14 f.)

Wir bitten, das Ganze, dort gegebene zu vergleichen und

1) S. Careil IV, 339 ff.

heben nur die Hauptpunkte noch einmal zusammenstellend heraus: An Deutschland: Ermuntert Eure deutsche Tapferkeit, zeiget denen Franzosen, daß man mehr mit Draufschlagen, als mit Prahlen gewinne. Verlasset Euch auf Eure gerechte Sache und glaubet gewiß, daß Euch Gott Muth, Stärke und Sieg geben werde. Haltet treulich zum Kaiser, so wird's gut, denn ohne der Deutschen Assistenz Frankreich den Deutschen noch wenig abgenommen hat. Sobald der König eine tapfre Resistenz findet, wird er seine Gedanken bald aufgeben (oben: bei keiner Renkontre, wo wir festen Fuß gefaßt, haben wir je eingebüßt. Wir können ja noch allezeit die Gnade von Gott erwarten). Das Fürchten ist umsonst und wollte man gleich kriechen in seiner Mutter Leib, das Pulver nicht zu riechen (vgl. oben: „ohne eine Feindes-Erwitterung das Hasenpannier aufgeworfen"). Fortiaque adversis opponite pectora rebus. Faßt einen Heldenmuth, ihr kühnen Reichssoldaten. Setzt gegen Eisen Stahl, schlagt auf den Franzmann zu (oben: Man muß nur der ersten Furie der Franzosen frisch und muthig entgegentreten und sich heldenmüthig im Kampf erzeigen). Ohne Krieg ist kein Friede zu hoffen.

Auf, Eure Freiheit steht auf dem Spiel, lasset Euch solche zu erhalten keine Gefahr abschrecken. Gedenket, quod pro patria mori honestum sit: Dem Helden bleibt der Ruhm; der kann unfehlbar wissen, wenn er durch Kampf sein Blut thut für das Reich vergiessen und schlägt beherzt den Feind, daß er groß Lob erwirbt (oben: Man muß Leib und Leben für die Landeswohlfahrt und Erhaltung aufopfern, sonst ist Hopfen und Malz verloren; dulce et decorum est pro patria mori, für das Vaterland zu sterben, heisset Preis und Ruhm erwerben — man beachte diese völlig identische Zusammenstellung des deutschen und lateinischen Verses!) Ergreifet die rechtmäßigen Defensionswaffen und revengirt den französischen Einfall in Deutschland mit einem kräftigen Einbruch in Frankreich, transferiret sedem belli über den Rhein; wenn ihr nur dieses mit einer standhaften Resolution exequiren werdet, so ist der Sieg Euer (oben an Holland: Die deutschen Fürsten werden den Franzosen zeigen, daß ihnen ihre Freiheit ungleich lieber als

das Leben sei. Auch uns geziemt eine solche tapfre Resolution zu ergreifen, wir müssen beständig widerstehen, es sei hernach offensive oder defensive).

Daß hier ein ganz direkter Zusammenhang beider Schriften vorliege, kann nicht angezweifelt werden.

Das Ursprüngliche aber ist die Strafrede an die Deutschen als von 1673, während die Schrift an Holland erst von 1674 stammt. Nun ist allerdings noch möglich, daß der Verf. von III den verschiedenen Verf. von I benützt hätte. Allein wie künstlich und unwahrscheinlich gestaltete es sich dann: I müßte im Lauf eines einzigen Jahrs oder noch in kürzerer Zeit nach Holland gekommen und dort bekannt worden sein, um vom holländischen Verf. von III benützt zu werden. Ist das in Kriegsläuften und bei damaligen Verkehrsverhältnissen irgend wahrscheinlich? Wie viel einfacher, natürlicher und damit wahrscheinlicher gestaltet sich dagegen Alles bei unsrer Annahme der Identität des Verfassers in der Person von Leibniz, welche Annahme durch eine reiche Fülle von Parallelen zu anerkannt leibnizischen Schriften besonders aus jener Zeit ohnedem so nahe gelegt wird! Ehe ich indeß dieß letzte Ergebniß und Fazit der Vergleichungen ziehe, will ich noch auf zwei Aeusserlichkeiten aufmerksam machen, die aber in schönster Weise der innern Kritik zu Hülfe kommen und über zwei Jahrhunderte hinweg gleichsam in die Werkstätte hineinsehen lassen, aus der unsre Schriften hervorgegangen sind. Daß II und III jedenfalls von dem Gleichen herausgegeben und in Einer Druckerei erschienen sind, besagt der Titel von II, wenn sie auch als selbstständige Schriften neben einander stehen. Nun vergleiche man die Schlußvignette von II mit der von I (I ist in unsrer Sammlung von II und III, durch zwei höchst gleichgültige, anderweitige Schriften getrennt). Es ist auf den ersten Blick klar, daß es dieselbe Zeichnung ist, ja noch mehr, etliche Druck- oder Stichfehler, die bei beiden identisch sind, beweisen noch weiter, daß die beiderseitigen Vignetten von demselben Stempel stammen (vgl. den Fehler in dem obersten Bogen links vom Beschauer aus, dann die Verwischung in einem mittleren Bogen rechts; dann die zu satt ausgefallene Schwärze an einem der obersten Hacken rechts u. s. w.). Damit haben wir für alle drei Schriften, nicht blos für II und III, daß sie aus derselben Druckerei

und wohl auch aus sehr ähnlicher Zeit stammen (denn ein etwas schlechter Stempel wird nicht allzulang hinter einander benützt werden). Daraus folgt, was wir oben schon durch Betrachtung und Vergleichung des Inhalts gefunden haben, daß alle drei Schriften in eigenthümlicher Weise zusammengehören, deutlicher, daß der Verfasser und Herausgeber der Strafrede von 1673 zugleich der Uebersetzer jedenfalls und Herausgeber der beiden andern Schriften II und III von 1674 ist, der die Zusammengehörigkeit aller drei durch die Wahl der gleichen Schlußvignette andeuten will. Nun haben wir aber schon wiederholt angedeutet und gezeigt, daß der angebliche Uebersetzer und Herausgeber von II und III zugleich deren Verfasser sein müsse. Sonst könnte die überaus große Gleichheit des Schlusses von III und I nur sehr künstlich und durch Annahme verschiedener Zufälligkeiten erklärt werden. Wir hätten den sonderbaren Cirkel, daß I von einem Deutschen verfaßt, nach Holland gekommen und bei der Abfassung von III benützt worden wäre, worauf III dann wieder zu dem Verfasser von I zurückgekehrt und übersetzt worden wäre. Ein solcher unnatürlicher Cirkel weist auf Identität! Und noch weiter, wenn der Verfasser von II und III, wie er angibt ein Holländer, bezw. Engländer und kein Deutscher, mit Einem Wort, nicht Leibniz wäre, so könnten wir uns die sehr starken Anklänge an den deutschen Leibniz rein nicht erklären. — Und nun noch eine Aeußerlichkeit, welche im Zusammenhang mit dem Bisherigen ganz direkt auf Leibniz als Verfasser führt und unsern Nachweis krönt. Wir hoben beim Titel von II hervor, daß vor dem Druckjahr sich das Bild eine Krone (siebenzackig), und bei Nro. III an derselben Stelle ein stehender Löwe auf zwei Pfeilen finde. Wie beide Schriften sich selbst auf dem Titel von II als zusammengehörig geben, so dürfen wir auch diese beiden Bilder zusammennehmen. Daß dieß keine Willkühr ist, zeigt III selbst, wo einmal der Verfasser der Anmerkungen von II als „der Urheber des grausamen Löwen“ also des Bildes von III bezeichnet wird. Was haben wir nun durch diese Zusammennehmung? Zunächst das holländische Wappen, (nur daß dieß bekanntlich den stehenden nassauischen Löwen mit 35 Pfeilen hat), was ganz vortrefflich bei einer oder zwei, vornemlich für Holland redenden Schriften paßt. Allein der Herausgeber setzt dieß Wappen

offenbar in eine sozusagen persönliche Beziehung zu sich selbst. Gleich im Vorbericht (von III) bezeichnet er sich als den „Autor und Urheber des grausamen Löwen“ und nennt sich, wie oben mit Beziehung auf II bemerkt, noch einmal den „Urheber des grausamen Löwen“. Was heißt das? Offenbar ist keine andre Uebersetzung oder Auslegung möglich, als die: Der Autor, der sich mit diesem Löwenbild oder Löwenwappen zeichnet und sozusagen unterschreibt als mit seinem Privatwappen. Denn daß er damit des holländische Wappen geben wolle, sagt er nirgends, sondern überläßt die Deutung der Fantasie des Lesers. Auch hierin möchte ich eine Bestätigung meiner Hypothese sehen und sagen, der angebliche bloße Uebersetzer verräth sich damit zugleich als Verfasser; denn sonst hätte er doch kein solches Anrecht an die Schrift, daß er ihr sein Wappen vorsetzen und sie gleichsam als sein Eigenthum stempeln dürfte. Ueberdies hat die Vorsetzung des holländischen Nationalwappens gerade auf der deutschen Uebersetzung weniger Sinn, wenn es sich nicht auch auf der holländischen (Original-) Fassung findet, oder der deutsche Uebersetzer und der Verfasser der Schrift für Holland Eine und dieselbe Person sind. Aber noch mehr, als das: Dieß Wappen ist zugleich im wesentlichen nichts Andres, als das Familienwappen von **Leibniz** (s. Guhrauer Biografie, Titelbild) und sozusagen eine nachträgliche bildliche Uebersetzung seines Namens Löweniz. Damit erst wird der volle Sinn des obigen Wortes klar: „Der Autor und Urheber des grausamen Löwen“; wir haben darin offenbar nichts anderes, als die bildliche und durch diese Worte noch deutlicher erklärte Unterschrift des wahren Urhebers, der in feiner, sinnvoller Verknüpfung seinen Namen und sein Privatwappen in Beziehung setzt zu dem Land, auf das die Schriften gehn, und zu dessen Nationalwappen — eine Feinheit, wie wir sie bei dem an Wortspielen und derartigen Künsten so reichen Leibniz nicht auffallend finden können. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie sehr psychologisch natürlich es war, daß der Anfänger seine geistigen Erstlingskinder nicht ohne ein geheimes Erkennungszeichen anonym aussetzen wollte, wie er in ganz ähnlicher Weise bei der Schrift für die polnische Königswahl durch die Anfangsbuchstaben des verstellten Namens: G(eorgius) U(licovius) L(ithuanus) seinen Namen Gottfried Wil-

helm Leibniz andeutet, um sich 39 Jahre später darauf als auf ein Erkennungszeichen zu berufen (Guhrauer Biogr. I, 63).

Man wird uns kaum ableugnen können, daß durch dieß Zusammentreffen innrer und äußrer Momente der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht ist, der bei solchen Untersuchungen überhaupt gefordert werden kann. War die Entwirrung der von einem Leibniz absichtlich verschlungenen Fäden keine leichte Sache und hat sie vielleicht der Geduld des Lesers zu viel zugemuthet, so dürften wir doch durch den Erfolg belohnt sein, indem wir dem großen Namen eine nach Form und Inhalt so ausgezeichnete, deutsch geschriebene politische Trilogie zurückerobert haben, eine Leistung aus einer Zeit seines Lebens, in der bisher keine bedeutendere Kundgebung von ihm vorhanden und bekannt war, so daß wir eine wirkliche Lücke auszufüllen hoffen.

IV.

(Nro. 19 unsrer Sammlung, 20 Halbseiten.)

Ursachen, welche den allerchristlichsten König bewegen können, dem h. römischen Reich dasjenige wieder abzutreten, was demselben bishero durch dero Armeen abgenommen worden. Gedruckt im Jahr 1683. (Derselbe Titel mit einem Vers aus Seneka auch lateinisch, wie überhaupt die ganze Schrift lateinisch und deutsch neben einander.)

Die Schrift, verfaßt 1682 oder 1683, stammt aus der Zeit, da Ludwig dem Werk seiner Reunionen durch Straßburgs Raub die Krone aufgesetzt hatte und das deutsche Reich mit Protesten und Verhandlungen statt mit den Waffen antwortete, namentlich weil die Türken im Osten heranrückten und so die deutsche Heeresmacht vom Westen abzogen. Es ist nun diese kleine Flugschrift eine gütliche, mit göttlichen und menschlichen Rechtsgründen arbeitende Aufforderung an Ludwig, dem deutschen Reich das Geraubte wieder zu geben, da dieses nie davon abstehen könne, also nur endlose Kriege in der Christenheit selbst sich entspinnen müssen; wie viel besser wäre es, Frankreich machte mit der übrigen Christenheit gemeinsame Sache gegen den Erzfeind christlichen Glaubens und europäischer Bildung, gegen die Türken; damit

könnte es alle seine Uebelthaten auf einmal sühnen und im Orient reichste, eines Ludwig würdige Beute gewinnen.

Wenn wir nun wenigstens die Vermuthung aussprechen, daß die kleine Schrift von Leibniz sei, so wird uns zunächst jeder Kenner soviel ruhig zugeben: Es hat, ganz im Allgemeinen betrachtet, viel für sich, daß der rastlose Urheber des ägyptischen Vorschlags, der denselben, wie schon bemerkt, bis in's Jahr 1697 unter verschiedenen Formen nachweislich immer wieder vornahm, daß dieser zuerst eine seiner Natur weit mehr entsprechende, freundlich mahnende Aufforderung schreibt, ehe er sich im Mars Christianissimus ein Jahr später so scharf vernehmen läßt und ganz dieselben Gedanken in bitterster Satyre vorträgt. — Ein Versuch schadet ja nichts — war immer seine Losung und die Ermuthigung zu vielen seiner Schriften. Ein solcher rascher Uebergang aber aus der freundlichen Mahnung in die bitterste Feindseligkeit oder umgekehrt darf uns nicht überraschen und gegen unsre Vermuthung einnehmen; wir finden ihn ja auch sonst oft bei Leibniz, z. B. zur Zeit des Ryßwicker und des Utrechter Friedens. Unsre kleine Schrift fiele etwa gerade in die Zeit des Frankfurter Kongresses, zu dem Leibniz mit dem hannoverischen Gesandten Grote selbst gehen wollte, dann aber eine Abhaltung bekam, um ihm jedoch nachweislich mit größter Aufmerksamkeit zu folgen. So wäre denn unsre Schrift ein schriftlicher Ersatz für sein beabsichtigtes persönliches Wirken.

Geben wir nun noch einige einzelne Punkte für unsre Vermuthung an.

Beachtenswerth däucht mir gleich das Motto aus Seneka, das der lateinische Titel gibt: „Pulchrum emicere est inter illustres viros, Consulere patriae, parcere afflictis, ferâ Caede abstinere tempus atque irae dare Orbi quietem, seculo pacem suo. Hae summa virtus, petitur hac coelum via“. In eigenthümlicher Verwandtschaft damit scheinen mir die französischen Verse zu stehen, welche Leibniz nach dem Frieden von Ryßwick an Ludwig (besonders in dem Gedicht für Mademoiselle Skudery) richtet, ihn zum Frieden und zu Friedenswerken zu stimmen. Ich hebe die Betreffenden heraus: Grand roi, si vous voulez donner la paix au monde — Que les heureux mortels vous devront déshormais (Pertz 315)

— Pour combler son bonheur Louis a fait la paix — Quel triomphe que l'on puisse obtenir par la guerre — Obliger est bien plus que conquerir la terre — C'est par ce beau chemin des demidieux foulé, Qu' un mortel peut aller à la divinité — Le genre humain par lui doit être soulagé (Pertz 318. 19) — Da pacem populis mundoque ignosce precanti, Non satis is vires noverat ante tuas. — Es läßt sich hier ein ziemlich starkes Anklingen nicht leugnen, wenn auch selbstverständlich die Gedanken Jedem nahe-liegen konnten.

Im weiteren wird erklärt, daß der Kaiser durch seine Kapitulation und seinen Eid gebunden sei, kein Reichsglied abreißen zu lassen, denn er trage das Schwert nicht umsonst. Ganz so hören wir Leibniz in den Schriften über oder gegen den Utrechter Frieden reden, wo es sich um die definitive Abtretung handelt, ebenso im Jahr 1688 in den Reflexionen (Kl. V, 563) und für unsre Schrift besonders bezeichnend in der Consultation sur la guerre ou l'accommodement avec la France von 1683/84, also ziemlich gleichzeitig, wo es (Kl. V, 250) heißt: L'Empereur, les Princes — sont obligés par leurs serments et devoirs à la conservation de tous les membres. — Und gesetzt auch, fährt unsre Schrift fort, der Franzose werde oben schwimmen (vgl. das fast gleichzeitige Gedicht auf Straßburgs Raub: Tu Galle nata, ego mergor Kl. V, 152 f.), so entspinne sich nur für die Zukunft ein endloser Streit und Zank beider Nationen. Frankreich werde seinen Raub nicht in Ruhe besitzen, es werde stürzen; denn verflucht ist, wer seines Nachbars Grenze ändert. Den Gedanken dieser ewigen Nationalfeindschaft, die sich auf die Enkel und Urenkel vererbe, vgl. in dem, dieselbe Sache behandelnden Gedicht an Papst Alexander von 1688/89: Posteritasque odii perpetis haeres erit — In Christi populo fines serventer aviti, Quos Deus et veteri limite signat ager (Pertz 297). Ferner sagt unsre Schrift: Die Sünde des Raubs wird nicht vergeben, wenn nicht das Geraubte ist wiedergeben, wie die Strafrede meint: Verlasset Euch nicht auf die römische Absolution, denn sagt mir, ob Ihr auch gedenket der Restitution, non enim dimittitur peccatum, nisi restituatur ablatum.

Zwar können, heißt es weiter, soviel verlorene Güter, soviel entseelte Leiber und soviel verlorene Seelen nicht wiedergebracht werden (vgl. die Schilderung des Mars S. 45), allein doch können soviel Todtschläge nicht besser als mit Türkenblut abgewaschen und ausgelöscht werden — wie das Gedicht an Alexander sagt: Expiet hic (Turca) nostros meliore sanguine culpas, Atque gravis spoliis victima macta cadat (Pertz 295). Es wird nun weiter, ganz wie in dem ägyptischen Vorschlag, darauf hingewiesen, wie viel schwere Beleidigungen Frankreich selbst auch schon von den Türken erfahren; es wird ausgeführt, wie das Reich Orient so viele Schätze und kostbare Heiligthümer besitze, auch nicht geringe Beute und Belohnungen des Kriegs zeige. „Und wäre es nicht herrlich, wenn man dieses mit seinen siegreichen Waffen überwältigte, die eingeschränkte Religionsfreiheit wieder gäbe und ganz Griechenland in seinen vorigen Glanz und Herrlichkeit wiedersetzte? Wie Torquatus Tassus eine würdige Materie zu seinem Buch suchte, konnte er keine bessere finden, als von dem Godofrid Bullion, dem Bezwinger des h. Lands. Und gewißlich Godofrid hat eine Sache angefangen, davon zu wünschen, daß sie von Ludwig möchte zu End gebracht werden. Ist der König von Frankreich ein Alexander, so sind hier die Perser; will er eine Sonne sein, so wird er hier einen Mond finden“. — Es sind dieß völlig die Gedanken des ägyptischen Vorschlags, die wir allerdings schon in der Sec. anklingend finden, wenn es heißt: Frankreich ist fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in die Levante zu sein und Godofredos, Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Christenheit zu geben. Ebenso hat das Gedicht an Papst Alexander das obige Wortspiel mit „Alexander“, dem Besieger des Orient, wenn es sagt: „Nomen Alexandri fataque magna vocant“, und wiederholt: „Noster Alexander talia bella rogat“ (Pertz 295 ff.). Endlich wird in unsrer Flugschrift mit größter Belesenheit in Plato [1]) und Aristoteles, was damals, Plato betreffend, nicht eben allzuhäufig war, eine Masse von Gründen und Gesichtspunkten beige-

1) Besonders aus der Republik, deren Thrasymachische Definition der Gerechtigkeit auch in dem, ein Jahr spätern Mars angeführt wird.

bracht und geschlossen; „Indessen weil Gebet und Thränen die Waffen der Kirche sind, so bezeugen wir offenbarlich, daß wofern nicht die Ruhe der bedrängten Welt wiedergegeben werde, das Unheil falle auf der Anstifter Kopf. Möge er bei Zeiten sich bedenken und nach Platos Wort den Herkules nachahmen, der allen Völkern Gutes erwiesen und dafür in den Rath der Götter versetzt worden. So wollen wir Gott bitten, daß er ihm alsdann recht lang ein glücklich Leben erhalten möge; wo nicht, daß er erfahre mit endlichem traurigen Ausgang, daß ein gerechter Gott im Himmel, und Gott größere Gewalt als Menschen habe". Auch hier haben wir wieder mehrere Parallelen. Der Mars weist wiederholt auf „die in Thränen gebadete und in der Asche zu seinen Füßen liegende Kirche" hin; und in dem leibnizischen Aufsatz „Soupirs de l'Europe" Careil IV, 154 heißt es wörtlich: En effet les gemissement et les larmes sont les armes de l'Eglise (et des femmes). Das Beispiel des Herkules finden wir wiederholt bei Leibniz; so in einem Gedicht auf Boineburg, wo es heißt: (Elector rector rerum) Atlas in Herculeas hunc jubet ire vices (Pertz 314), und geradewegs mit Anwendung auf Ludwig Pertz 319: Il était plus qu' Hercule, il sera plus qu' Atlas — il ne lui reste que de vaincre la nature, Le genre humain par lui doit être soulagé, (vgl. das obige Motto aus Seneka). Ebenso lesen wir gegen den Schluß der Reflexionen von 1688 in eigenthümlich bezeichnender Weise: Des personnes de bon sens ont souhaité au Roy une longue vie dans l'esperance que l'Europe lui serait redevable desormais de son bonheur; mais on s'est trompé dans ce jugement avantageux sur le roi (Kl. V, 617 unt. f.). Sollte bei diesen „personnes de bon sens" Leibniz an sich selbst und an diese Schrift denken?

So wenig ich auf Grund dieses Nachweises mehr als eine große Möglichkeit leibnizischer Abfassung behaupten möchte — denn 20 Halbseiten geben der inneren Kritik selbstverständlich zu wenig Anhalt — so glaubte ich doch die kleine Schrift nicht übergehen zu dürfen, da einerseits gar nichts dagegen spricht, daß sie von Leibniz stamme, sondern im Gegentheil die allgemeine Situation vortrefflich paßt, und andererseits eine doch so unverhältnißmäßig große Zahl von starken Anklängen und Parallelen immerhin auf-

fallend und beachtenswerth bleibt. Vielleicht daß meine Andeutung für andre Forschungen einen Fingerzeig gibt.

V.

(Nro. 32 unsrer Sammlung, 120 Seiten.)

Das verkehrte Glücksspiel europäischer Allianzen, welche namentlich in diesem Jahrhundert unter denen europäischen Potentaten und Republiken geschlossen, hingegen aber durch listige Staatsstreiche, Gegenallianzen, auch andre Glücks- und seltsame Zufälle wunderlich sein verkehrt worden. Nebst vielen merkwürdigen Seltenheiten und kuriosen Anmerkungen vorgestellt. In Verlegung des Autoris.

Die Schrift, von der kein Abfassungs- oder Druckjahr angegeben ist, fällt, dem Inhalt nach sicher zu schließen, in die Zeit vor der Einnahme Ofens, also etwa in's Jahr 1686. Sie ist eine geschichtliche Darstellung der vielen sich verschlingenden und verschiebenden Allianzen, bei welchen es Einer bald mit dieser, bald mit jener Seite hielt. Sie umfaßt den Zeitraum vom 30jährigen Krieg bis auf's obige Jahr und will schließlich muthmaßen, was wohl als neue Konstellation zu erwarten stehe.

Von wem ist die Schrift? Eine sichere Entscheidung wird man zum Voraus nicht erwarten können, da ein solcher rein historischer Stoff der Kritik viel weniger Handhaben bietet, als ein anderer. Aber doch möchte ich auf einiges hinweisen, was mir auf Leibniz zu führen scheint. In dessen politischer Schriftstellerei ist zwischen den Jahren 1684 (Consultation und Mars) und 1688/89 (Manifest, Reflexionen u. s. w.) eine empfindliche, höchst unwahrscheinliche Lücke. Denn in der Consultation gibt er den Zeitpunkt geradezu als den ernstesten und bedeutsamsten an, der je dagewesen, bei welchem es also gelte, sich alle Verhältnisse völlig klar zu machen und mit kaltem Blut zu erwägen, wie es stehe, wie sich namentlich die beiderseitigen Streitkräfte stellen und welcherlei Allianzen oder Allianzveränderungen sich etwa fürchten oder hoffen und erwarten lassen. Da, sage ich nun, ist es höchst unwahrscheinlich, daß ein so expediter Schriftsteller seine publizistische Feder in vier hochwichtigen Jahren hätte

ruhen lassen. In unserer Schrift aber besäßen wir eben eine derartige Kundgebung, die in populär-historischer Weise die Allianzenübersicht der Konsultation (welche nur für diplomatischen Gebrauch im engsten Sinn bestimmt war) sammt den sich daraus für's deutsche Volk ergebenden Nutzanwendungen[1]) darstellte — ein historischer Rückblick und Ausblick, ganz passend für jene Jahre der vorläufigen Sammlung zwischen zwei Kriegen. Indeß, wir haben in der Form dieser Schrift einen noch viel bestimmteren Anhaltspunkt leibnizischen Ursprungs. Die Schrift ist betitelt „Das verkehrte Glücksspiel europäischer Allianzen“, und diese ächt populär einkleidende Form wird auf's geflissentlichste durch's Ganze festgehalten, so daß unleugbar ist, daß wir es mit einer ursprünglichen und Grundanschauung, nicht mit einem Nebengedanken und zufälligen Ausdruck zu thun haben. So nur Ein Beispiel. S. 14 und 15 — med. heißt es: Das anfangs wohl eingebildete Spiel wurde endlich sehr verdreht — die Liguisten gewannen den Unirten das Spiel ab, ob diese wohl von Frankreich mit Geld unterhalten und in Hoffnung besseren Glücks ferner fortzuspielen angeregt wurden, wie sich denn auch nachher das Glücksblatt gewendet, sonderlich da Frankreich und Schweden mit in's Spiel kamen und der anderen Partei ihren Gewinnst minderten — die liguistische Partei wollte das Glücksspiel zu hoch treiben — Schweden mengte sich sammt Frankreich in das große Königsspiel und verdrehte der anderen Partei die Karten sammt dem Glücksblatt, wiewohl die alliirten Fürsten Geld genug zum Spiel geben mußten — da es schien, als ob sie den andern das Spiel ganz in Händen lassen wollten, nachdem sie anno 1631 das große Hauptspiel bei Leipzig verloren — Wäre man nachgehends nicht allzuhitzig auf das blutige Spiel gewesen, vielleicht würde man noch mehr gewonnen haben — Nachher wollten die mächtigsten Alliirten dem Spiel nicht länger beiwohnen und die auswärtigen Kronen nach ihrem Belieben die Karten mengen lassen. —

Es ist gewiß auffallend, auf 1½ Seiten diese Ausdrücke so oft wiederholt zu sehen. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht so stark, geht es aber durch die ganze Schrift hindurch, sicher ein

---

1) s. S. 7: „Alles dem deutschen Vaterland zu Lieb und Besten“.

Beweis, daß wir das oben mit Recht als den formalen Grundgedanken bezeichneten. Nun ist es, im Zusammenhang mit Anderem, jedenfalls höchst bemerkenswerth, von Leibniz aus eben jener Zeit (1684/85) etwas ganz Aehnliches zu besitzen, nemlich „Le jeu de l'Hombre des Princes“ (Klopp V, 297 f.), wo es zu Anfang heißt: „Tout l'hiver de 1684 — on a beaucoup joué à l'hombre. L'assemblé se tenait dans une grande salle, où tous les Potentats de l'Europe étaient reçus et n'étaient servis que par des ministres du premier rang. L'on jouait à plusieurs tables, les un tenaient la carte, les autres conseillaient. Les un jouaient grand jeu, les autres petit. Quelques-un regardaient, d'autres faisaient de moitié. Les un mettaient au jeu pour d'autres; quelques autres se promenaient par la salle les bras croisés, examinants les mines et les contenances des joueurs. Il était defendu de parler que du jeu“ u. s. w. Lautet nicht der letztere Satz wie das Motto zu unserer deutschen Flugschrift, welche die Spielausdrücke so ungeheuer häuft? Ist es überhaupt unter solchen Umständen noch zu kühn, wenn man auf den Gedanken kommt, unsere Flugschrift sei nichts anderes, als die kurz nachher erfolgte weitere Ausführung dieses Scherzes (den Leibniz nebenbei bemerkt handschriftlich einem Freund in Dresden sandte)? Finden wir doch, von dem Titel „Glücksspiel“ abgesehen, zweimal geradezu den Ausdruck: „Königsspiel“, der ganz wie eine Uebersetzung von Le jeu — des Princes lautet.

Versuchen wir, soweit der historische Stoff es möglich macht, für unsere, durch das Bisherige gewiß höchst begünstigte Hypothese noch einiges anzuführen. Daß dem Inhalt nach die Gedanken und Anschauungen durchaus leibnizische sind, muß Jedem bei der Lesung sogleich einleuchten. Allein dieß ist für unsern Zweck des Nachweises nur die negative conditio sine qua non, kein zu sichres positives Anzeichen; daher wir uns lieber nach gewissen Wendungen und bezeichnenden Anklängen umsehen.

Wir machen zunächst, wie es hier nothwendig ist, auf einige häufig vorkommende Ausdrücke und sprachliche Wendungen unsrer Schrift aufmerksam. Wiederholt (z. B. S. 26. 27 und sonst — die Schrift ist paginirt) finden wir „einem das Conzept, die Mesuren, den Kompaß verrücken“, wie in der Sec. S. 252. 53;

ebenso leibnizisch „das Feuer anblasen“, „den östreichischen Adler verhindern, daß er nicht zu weit nach Osten fliege“, oder „Frankreich ließ seinen Alliirten zwischen Thür und Angel stecken“ (S. 12), „es ließ die Schweden dießmal nicht eingeklemmt stecken“ S. 26, „ein Schwert hielt das andre in der Scheide“ S. 69, wörtlich wie die Sec. diese sprüchwörtlichen Ausdrücke S. 171 bei einander hat: „Frankreich und Holland sind so viel als öffentliche Feinde und hält nur Ein Schwert das Andre in der Scheide. Hierein sich mischen ist soviel als — sich zwischen Thür und Angel stecken und in aufgezuckte Schwerter greifen“. Endlich finden wir wiederholt, wie in der Sec. den Ausdruck: „Nicht bastant sein, etwas zu thun“.

Von der Theilnahme der fremden Mächte am dreißigjährigen Krieg wird in ganz leibnizischer Weise, wozu Belege nicht mehr nöthig sind, gesagt: Defensio religionis et libertatis Germanicae (cfr. Mars und Refl. von 1688) wurden endlich inania rebus nomina, durch deren Scheinglanz man zuvor so viel mächtige Reichsfürsten in die Allianz gelocket, bei welcher sich beide Kronen, Frankreich und Schweden gar vergnügt befanden. — Solchergestalt waren Libertas und Religio die nomina speciosa, wodurch man die deutschen Fürsten in die güldene Fessel und hochgepriesene Freundschaft auswärtiger Kronen lockte, um denselben unter dem Prätext aufrichtiger Schirmung die Federn zu ziehen und noch wohl gar in dero Ländern sich festzusetzen, damit man künftiger Zeit, bei Gelegenheit ferner im Trüben fischen und seine Herrschaftsgrenzen erweitern möge“ S. 11. All dieß namentlich auch in der Redeweise ganz parallel dem Bedenken von der Sec. und andern leibnizischen Schriften.

Von den deutschen Fürsten wird S. 16 gesagt, sie haben keine Lust empfunden, weiterhin am dreißigjährigen Krieg theilzunehmen, da sie die auswärtigen Kronen nicht länger nach ihrem Belieben wollten die Karten mischen lassen, denn sie merkten wohl, daß man künftig um ihr eigen Geld, um ihr Land und Leute spielen werde und das Loos werfen. Ganz so sagt das Jeu des Pr. S. 298: Les Electeurs du Rhin: Nous ne voulons pas jouer de peur d'etre obligés de fournir la table, les tapis et les cartes.

„Frankreich aber, fährt die Schrift fort, wollte dem Spiel

ohne großen Gewinn kein Ende machen, sondern immer weiter fortsetzen, und als man seinen herrschsüchtigen Begierden den Zügel etliche Jahre her zu weit verhängt, sah das gute Deutschland wohl, wie man mit ihm umgienge, daß man seine Freiheit beschützen und zugleich auch um Geld verkaufen wollte, ja daß es tanquam communis praeda ausländischen Völkern zum Ziel gestecket würde. Damit man aber die Sache bemäntele, so mußte der andre feindliche Theil, weilen selber die begehrten conditiones nicht eingehen wollte oder konnte, beschuldiget werden, als trage er keine Lust und Eifer zu einem allgemeinen Frieden“. Denselben Vorwurf, daß nur Frankreich den dreißigjährigen Krieg eigensüchtig verlängert, spricht der Mars aus, wenn er sagt: „Gewiß ist, daß, als Frankreich Oestreich den Krieg ankündigte, es zu solcher Extremität den geringsten Anlaß, schweige Noth nicht gehabt. Sintemalen die Kaiserlichen, ob sie gleich bei Nördlingen das Feld erhalten, dennoch zum Frieden nach genugsam unbeständig erfundenen Soldatenglück geneigt waren, so gar, daß falls die Franzosen lieber vermitteln, als Partei machen wollen, man mit leichter Mühe den beständigsten und billigsten Frieden hätte erhalten können, wozu die meisten deutschen Fürsten ohnedem große Lust spüren ließen. Dieses aber war Frankreichs Wille nicht, sondern es suchte dasselbe im Trüben zu fischen und Deutschland durch sich selbst zu Grund zu richten“ (S. 37). Ebenso finden wir bei Leibniz einen ganz ähnlichen Ausdruck über Frankreichs maßlose Herrschsucht: Effusis habenis ad summam rerum velut ruit. Der ganze Ausdruck von Deutschland als der „communis praeda“ u. s. w. erinnert sogleich an die Secur., wo es heißt: „Deutschland ist das pomum Eridos, Deutschland ist der Ball, den sich zugeworfen, so um die Herrschaft gespielt, Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich Deutschland wird nicht aufhören seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis — es sich vereinigt und allen Procis die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten“ S. 198.

Endlich den Kunstgriff Frankreichs, die, welche auf seine Forderungen nicht eingehen wollen oder können, als Feinde des Friedens darzustellen, geißeln ebenso die Refl. von 1688: Sa Maj.

s'est toujours offerte à concourir à une paix sure et conforme à la justice. Mais de se soumettre honteusement aux lois des voisins insolens — c'est ce qu'elle ne voulait et ne pouvait faire sauf son honneur. — Il est ridicule quand on entend les Français vanter le desir d'une paix stable et se plaindre de notre peu d'inclination pour un si grand bien (das ist, wie die Predigt, welche der Fuchs auf der Pilgerschaft den Hühnern hielt) S. 558. 563.

Weiter sagt unsere Schrift über die Allianz Frankreichs mit Holland: „Die Potentaten können sich nie sicher auf Allianzen verlassen, besonders wenn sie dergleichen mit freien Staaten oder Republiken eingehen, deren Interesse und Freundschaft (beachte die volksmäßige Sprachreinheit!) sich niemals mit dem monarchischen vereinigt, daher auch nachmals solche Allianzen auf schlüpfrigen Füßen gehen (vergl. von der Tripelallianz in der Sec.: sie stehet so sehr nicht auf festen Füßen)“. Ganz so sagt die Sec. über das Verhältniß von Frankreich und Holland: Republiken sind allezeit den Monarchen verhaßt (S. 243).

Von Schwedens Eingehen auf die Tripelallianz sagt unsere Schrift: Es wollte sein Glücksspiel auch einmal auf eine andere Weise wagen und wollte Holland um's Geld ziehen, inzwischen aber dennoch mit Frankreich in gutem Einvernehmen bleiben, inzwischen aber könne man doch das Geld mit einstreichen — dieß die stehende Formel bei Leibniz, wo es sich um eine Judasgeschichte handelt: „Inzwischen, denken sie, bliebe ihnen das Geld“. — Ebenso sagt das Jeu des Pr. von Schwedens Wankelmuth: Je veux changer de cartes pour voir, si — la fortune changera.

Nun die Schilderung der Tripelallianz in unserer Schrift: Frankreich wußte ihr ein Bein unterzuschlagen, sie fieng zu hinken an, ja fiel endlich gar über den Haufen. Und da sie zuvor, welches zu wundern, so zu reden auf drei und mehr Beinen gestanden, mußte sie sich nachgehends nur mit Einem Bein behelfen. So schien es auch bei Vielen, als ob Frankreich von Anfang an gewußt, daß die Tripelallianz nicht gar alt werden, sondern ihre letzten Tage in Bälde sehen werde, (von eine anderen Allianz heißt es einmal, Schweden werde derselben bald gute Nacht sagen) — dieß ist ganz die gleiche

ironisch komische Schilderung, wie in der Sec., wo es heißt: Sie steht auf so festen Füßen nicht, es ist möglicher, als man meint, daß man ihr wohl wird gute Nacht sagen müssen; sie ist ein zerbrechlich Rohr, sie möchte bald wanken.

Ueber Schwedens Mißerfolge im nimwegischen Krieg sagt unsere Schrift: „Es geschah, damit sie erkennen sollten, daß dergleichen Dinge nicht blos in menschlicher Gewalt und politischen Staatsstreichen, sondern in eines Höheren Willkühr stehe, ob man auch noch so scheinbare, oder gar religiöse Involucra zu machen und vorzuzeigen wisse“ S. 51. Daß Leibniz oft diese religiöse Wendung nimmt, haben wir schon hervorgehoben (vergl. namentlich Schluß des Manifests von 1688 und die Reflexionen S. 620, 21: „Dieu se reserve le pouvoir de confondre la sagesse humaine lorsqu'on la croit montée aussi haut que la tour de Babel — Et si les esprits forts de France nous donnent permission de faire des reflexions de piété, disons donc que Dieu qui a en main le coeur et le pouvoir des rois, leur met un non-plus-ultra, quand bon lui semble“). Besonders schlagend als Parallele ist aber ein Gedichtlein auf die Höchstädter Schlacht, wo es heißt: Gott zeiget, daß es (das Geschütz mit der Inschrift: Ultima ratio regum) nicht, wie Richelieu zu frei Auf diesen Stücken spricht, das Recht der Scepter sei (Pertz 122 unt.).

Für unseren Zweck sehr bedeutsam ist, was unsre Schrift über Straßburgs Raub sagt S. 59 ff.: „Frankreich strich den stattlichen Gewinn mit beiden Händen ein, denn es vermeinte inzwischen, daß ein ehrlicher und auf seinen Vorteil abgerichteter Spieler seiner Reputation unbeschadet zuweilen wohl einen listigen Fund gebrauchen und ein gut Daus unter die Bank stecken dürfe, um zu gelegener Zeit damit hervorzuwischen. Es wußte wohl, daß die andere Partei nicht allzuhitzig zum Spiel sei, weil der Mitspieler jenerseits gemeiniglich gar zu viel sein und keiner sich gern nach dem Andern richten, sondern vielmehr jedweder gern nach seiner Hand und Kopf spielen wollte“ (vergl. Jeu des Princes, l'Empereur: Je ne craindrais rien et je jouerais hardiment, si je ne craignais les fausses cartes qui me rendrent à tout moment). Unsre Schrift fährt fort:

„Lange schon ist Frankreich darauf bedacht gewesen und damit schwanger gangen, wie es diese schöne Kleinod der deutschen Nation abgewinnen möchte. Zu dem Ende hat es allerhand ersinnliche, theils gewaltsame theils liebkosende und gelinde Mittel gebraucht, seinen Wunsch zu erfüllen; es hat sie allmählig an französische Sprache, Sitten, Kleidung, humeur gewöhnt, damit sie sich allmählig nach der französischen Pfeife gewöhnen und auf den Gedanken kommen, daß eine solche Veränderung ihres Zustands eben soviel nicht zu bedeuten habe.

Zum andern sah dieser Ort fast täglich die französische Bedrohung und Kriegsmacht vor Augen und mußte daher beständig gewärtig sein, mit Gewalt angegriffen zu werden. Endlich hat das französische Geld vielen die Augen verblendet, daß sie den Unterschied zwischen der deutschen Freiheit und der französischen Dienstbarkeit so genau nicht mehr beobachteten. Aehnlich versuchte es Schweden mit den nordischen freien Städten (Hamburg u. s. w.), wenn dieselben nur ihrer Freiheit und gegenwärtigen Zustands hätten so überdrüssig sein wollen, als gedachte Stadt Straßburg, und ihre langerhaltene Jungfernschaft um einen so liederlichen Preis den monarchischen Begierden aufopfern.

Allein sie wußten, daß wenn sie einmal ihre Freiheit und den hochgetragenen Jungfernkranz verscherzen sollten, derselbe nicht so leicht wieder zu gewinnen sei. Für's andere ahmen sie der nordischen Krone humeur, Sitten, Sprache, welches sonst futurae dominationis irritamenta sind, nicht so nach und vergaffen sich auch nicht drein, wie Straßburg gegen Frankreich gethan. Derowegen ist nicht zu vermuthen, daß sie sich durch solche liebkosende Körnungen werden anlocken und in das Garn bringen lassen, Maßen ihre Gemüther von der alten Sachsen Härtigkeit und Liebe zur Freiheit noch einen merklichen Antheil spüren lassen“ (S. 65). Die leibnizischen Parallelen zu diesem Abschnitt sind sehr auffallend und wegen der Zeitnähe (1681—1686) besonders bedeutsam[1]). Den oben zweimal

1) Ich möchte etwa auch darauf hinweisen, daß das Abspringen von dem sonst durchaus und zuerst auch bei Straßburg festgehaltenen Bild des „Spiels“ am ehesten

ausgedrückten Tadel über nachäffende Kleidung, Sprache u. s. w. fanden wir schon wiederholt bei ihm (s. Sec., und Strafrede); es war ihm das ein arger Dorn im Aug (vergl. das Gedicht auf die Nachahmer der Franzosen von 1670—80 Pertz 267: Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht, Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen, Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen, Wenn auf der Deutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut, Wenn man bei uns fast nichts mehr ohne Larve thut, Wenn manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen, Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen, Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib, Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib: Was ist es Wunder dann, daß auf der deutschen Erden die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?).

Was insbesondere Straßburg betrifft, so vergleiche man namentlich das leibnizische „Epitafium Argentinae (Kl. V, 155): „Retinendae in perpetuum virginitatis honori tantopere sollicita — et Henricum Galliarum regem jam tum praesentes nuptias, stuprum potius, ambientem cum suis 30000 armatis procis vel ipso accessu exclusit — At Ludovicus, Jupiter alter, jam pridem repetendum „Europae“ raptum indefesso volvens animo et aestu, ex argento vivo et auro corruptibili conflato filtro tentare decrevit virginem intactam et facile visu corrupit — minus certe casta est, quae Gallorum philtra vel extremis labiis libat — Ita Argentina exhausto argentato Gallorum poculo nova Helena Parisiis advolanti ad stuprum suo Paridi tanto libidinis aestu et oestro in amplexus ruit[1]) — neonymphum Ludovicum omnium bonorum suorum haeredem scripsit, omnium possessionum, jurium, praetensionum relictis civibus suis paucissimis libertatis simulacris“. Wenn hier der obige

---

durch die Reminiscenz des Verf. an seine frühere, nicht minder volksthümliche Einkleidung als „Verführung“ sich erklärt.

1) Vgl. oben in der Strafrede: Ihr habt mir die „Franzosen“ an den Leib gebracht und mich infiziret, daß man einige Glieder abschneiden muß.

Gedanke vom Verlust der „langerhaltenen Jungfernschaft, die um liederlichen Preis denen monarchischen Begierden aufgeopfert wird“, das Durchdringen „mit gelinden, liebkosenden Mitteln und Körnungen“ (= Kirrungen) geradewegs als Hauptgedanke des leibnizischen Gedichts auftritt, so ist dieß immerhin ein höchst bezeichnendes Zusammentreffen.

Weiter finden wir unter den Anagrammen Leibnizens aus „Argentoratum“ zwei, die wieder eine Parallele zu den Ausdrücken unserer Schrift bilden: „Ut Marte angor“ oben: Es sah die französische Gewalt und Kriegsbedrohung täglich vor sich und mußte fürchten —; „Gerat ornatum“ oben offenbar verdeutscht „der hochgetragene Jungfernkranz“. Endlich führt das deutsche Gedicht „du der Gast ist Brast“ (Anagr. aus „die Stadt Straßburg“) eben den Gedanken aus: Du, Freund, gestehe mir, ist nicht der fremde Gast, Den du bewirthet hast, dir lauter Qual und Schmerzen? Nun geht es dir zu spät noch näher erst zu Herzen; Die Freiheit ist dahin, ist das nicht lauter Brast?

Die Versuche Frankreichs auf Luxemburg betreffend sagt unsere Schrift S. 7: „Als nun Frankreich merkte, daß die goldenen und silbernen Petarden ihm die Thore dieser gewaltigen Festung nicht öffnen würden, da grief es zu den Waffen“. In der Sec. findet sich bekanntlich der ganz ähnliche Ausdruck: „Geld und Volk, d. h. Weibsvolk, mit welchen beiden Instrumenten alle Schlösser sich aufthun, alle Pforten ohne Petarde eröffnen“, oder: „Spänien hätte nicht in alle Kabinette den Kopf gesteckt, wenn es nicht mit seinen amerikanischen Matten und Platten an die Thüren geklopft“. (Ebenso sagt eine Schrift, die wir nachher unter Nro. VII als leibnizisch nachweisen werden: „Er hat mit französischen Pistoletten die Thore des Domkapitels geöffnet“.) Ueber den Waffenstillstand von Regensburg meint unsere Schrift weiter S. 74 und 120: „Also ließ Frankreich, nachdem es zwei so gute Vorteil (Straß-Luxem-burg) erhalten, es endlich geschehen, daß man von Seiten des römischen Reichs den bundfälligen nimwegischen Frieden mit ihm wiederum erneuerte, oder damit derselbe nicht gar übern Haufen fallen möge, vermittelst eines auf zwanzig Jahre geschlossenen Armistitii unterstützen

möchte. — Die Beschaffenheit (— allerdings diese Worte als die des kaiserlichen Residenten Zierovski angeführt, womit das ganze Schriftchen als letztem Ergebniß schließt —) gegenwärtiger Zeit ist so unglückselig, daß man Frieden im Frieden suchen, und im Frieden selber Frieden zu machen gesucht werden muß — man hat durch die allersinnlichste Klugheit die Art nicht erfinden können, daß nach zweimal gemachtem Frieden dem Frieden möge geholfen werden“.

Ganz so spricht sich Leibniz in den Refl. von 1688 aus, Kl. V, S. 538: „On traita et conclut enfin une trêve de vingt ans. Plaisante paix, qui avait besoin d'être affermie par un armistice au lieu que d'autres armistices sont des acheminements à la paix. Maintenant tout rebours, par un étrange renversement des choses on va de la paix à l'armistice et de l'armistice à la-guerre“. — Endlich bemerkt unsere Schrift S. 112 über die französische Unmüßigkeit: „Die Herren Kriegsbedienten sitzen selbst nicht gern müssig und hängen den Degen an die Wand, sondern führen ihn viel lieber an der Seite und wollen von ihrem Feind was damit gewinnen, damit sie ihren angewöhnten Staat nach Kavaliersmanier führen mögen“. Wir haben schon oben, namentlich zu Nro. III. die verschiedenen leibnizischen Stellen über diese französische Abenteurer und Habenichtse angeführt, welche eben deßhalb geborene Soldaten und Prätorianer sind „und all ihr Fortun im Kämpfen und Streiten suchen“.

Man wird am Schlusse unsres Nachweises für diese Flugschrift nicht leugnen können, daß die Wahrscheinlichkeit für die leibnizische Abfassung eine ziemlich hohe ist. Deren Inhalt trifft ziemlich nahe zusammen mit einem Haupttheil der auch in der Zeit benachbarten leibn. Consultation von 1684, die Form ist unleugbar in nächster Verwandtschaft mit dem wieder fast gleichzeitigen Jeu des Princes, die Anklänge in Sprache und Wendungen, besonders in der Schilderung von Straßburgs Raub sind überraschend, das Ganze würde — als deutsch-populäre Schrift von 120 Quartseiten an sich schon werthvoll — eine empfindliche, höchst unwahrscheinliche Lücke bei Leibniz ausfüllen, lauter Momente, die für uns sprechen, ohne ein einziges dagegen. So wollen wir die Schrift jedenfalls vorläufig einer ernstlichen Be-

achtung der mit Leibniz oder überhaupt mit jener Zeit sich beschäftigenden Geschichtsforscher nnd Literarhistoriker empfohlen haben.

VI.

(Nro. 23 unsrer Sammlung, 32 Seiten deutsch.)

Wahres Intresse der Kron Frankreich oder des großen Königs in Frankreich großes Hauptdessein, durch eine vielleicht nicht ganz ungegründete Muthmaßung freimüthig entworfen, und vorgestellt von einem deutschen Freund der vereinigten Niederlande. Leipzig bei G. Weidmann 1687.

Wir geben zuerst wieder ganz kurz die Grundgedanken unsrer Schrift: Der Lebensberuf Ludwigs XIV ist nach dem Vorbild seiner Ahnen klar und von ihm selbst frühzeitig erfaßt die Vernichtung der ottomannischen Macht. Mittel zu diesem Zweck ist Centralisirung im Innern und nach Außen, nach innen sowohl politisch gegen den Adel, als religiös gegen die Hugenotten; nach Außen gilt es, direkt und indirekt, vornemlich die Vernichtung Oestreichs. Die Taktik dabei ist wesentlich die, die Feinde ruhig sich unter einander aufreiben zu lassen. Das Ziel aller dieser Bemühungen ist aber wie gesagt nur, dahin zu gelangen, daß es sei „un Roy, une Foy, une Loy" in der ganzen Christenheit, um damit schließlich die Türken zu vernichten, auf die es von Anfang an allein abgesehen gewesen.

Wenn wir uns nun auch bei dieser Flugschrift anschicken, Leibnizens Urheberschaft zu beweisen, so erinnern wir zuerst an die Schrift Nro. III (auch an Holland gerichtet), mit welcher, wie dort gesagt, die unsrige, wenigstens was den Eingang von III betrifft, die größte Aehnlichkeit zeigt, während das spätre ein anderes Absehen hat. Wir wissen nun zwar wohl, daß die Gedanken unsrer Schrift VI im Allgemeinen nicht ausschließlich leibnizisch sind, sondern daß es zu derselben Zeit eine Masse derartiger Litteratur gab (wie uns die früheren Flugschriften, namentlich I betreffend, auch der Machiavellus Gallicus nicht unbekannt ist). In vielen Schriften wurde Ludwig XIV wie es so nahelag, auf-

gefordert, doch lieber gegen die im Osten drohenden Türken, als gegen die Christen zu ziehen. Vielfach wurden Vergleichungen zwischen ihm und dem Großsultan entworfen u. s. w. Es kommt daher für unsern Zweck eben darauf an, durch das glückliche Zusammentreffen vieler Züge, durch den Nachweis zum Ziel zu gelangen, wie diese Flugschrift unter allen andern nach Form und Inhalt, nach Zeitverhältnissen und Andeutungen auf Niemand besser passe, als gerade auf Leibniz. Ueberblicken wir wieder zunächst die Sachlage. Wie z. B. Nro. I—III nur besondre Ausführungen von Gedanken der Sec. (und später des Mars) waren, so würde diese unsere Schrift VI einen anderen Nebengedanken des Mars ausführen, nemlich den, daß Ludwigs ganzes Absehen bei allen seinen Unternehmungen nur auf die Türken gehe (beziehungsweise gehen *sollte*). Vor dem Mars schon fanden wir dieß gelegentlich angestreift in Nr. IV: „Ursachen welche zur Rückgabe — bewegen können“. Eine solche wiederholte Behandlung des selben Gedankens, natürlich in immer wechselnder Form, ist soweit entfernt, gegen Leibnizens Urheberschaft zu sprechen, daß es im Gegentheil sogar ein günstiges Moment ist. Wissen wir doch zur Genüge von ihm, wenn wir auch von den fraglichen Schriften absehen, mit welcher unermüdeter Zähigkeit er es liebte, einen einmal erfaßten Plan und Gedanken zu verfolgen.

Welche bestimmtere Absicht aber hätte er bei dieser jetzigen Schrift gehabt? Nicht undeutlich hören wir aus ihr den *Spott über die französische Anmaßung* und Frechheit der sogenannte Civilisationspläne herausklingen; doch ist dieß lange nicht so stark, wie im Mars. Es gibt also diese unsere Schrift Gelegenheit, das *französische Sündenregister* mit gehörigen Hieben zu Nutz und Frommen der verblendeten oder schläfrigen Deutschen auch einmal wieder auszuführen, gleichsam eine Rechnung für den Eindringling und gefährlichen Gast auszustellen, über der dem Wirth bange werden soll. Für's Andre aber, und dieß ist hier sehr wohl zu beachten, hat er jetzt noch eine ernstere Absicht, einen zugleich *positiven Zweck*, was ja überhaupt der überwiegende Charakter der leibnizischen Thätigkeit war; denn blos polemisch verfuhr er nicht leicht. Daher die starke Milderung des Spotts und der ganzen Sprache. Dieser Zweck aber ist kein andrer, als der, *den leibnizischen Lieblingsge-*

danken der ägyptischen Expedition[1]) von Neuem anzuregen, was er bekanntlich vor dieser Zeit schon wiederholt gethan. Verwundre man sich nicht über dieß Nebeneinander eines positiven und negativen Zwecks, einer Warnung vor Frankreich und einer Ermunterung an dasselbe. Den gleichen Doppelcharakter hatte bekanntlich der ägyptische Plan überhaupt, welcher überwiegend in holländisch-deutschem Intresse gefaßt war, wenn man auch nicht sagen kann, daß er von Leibniz als eine Falle für Frankreich behandelt wurde. Warum aber diese Anregung in einer deutschen Flugschrift und in Deutschland, und nicht etwa in Frankreich und dessen Sprache? fragt man billig. Weil eben zu dieser Zeit in Deutschland, insbesondre am Wiener Hof die Gemüther für einen solchen Gedanken vorbereitet und gewonnen werden sollten. Zwischen 1684 und 88 trug man sich in Wien mit Plänen, die Türkei zwischen Oestreich und Frankreich zu theilen. Es war dieß die Zeit der Schlacht bei Mohács (1687), der Eroberung Belgrads, der türkischen Friedensgesandtschaft in Wien. Man vergleiche nur die Klage, welche Leibniz im Manifest für Carl III vom Jahr 1704 ausspricht (Guhrauer Kurmainz II, 263): „Der Ehrgeiz Frankreichs hat auch die Muhammedaner in Europa erhalten, als der Kaiser auf dem Punkt war, sie daraus zu vertreiben. Man sage nicht, daß diese Krone das Wachsthum Oestreichs fürchtete; denn sie hatte nur eben Theil zu nehmen an der Beute, Griechenland mit Thracien, um nichts zu sagen von Asien (— dazu rechnete man auch Aegypten —) erwarteten es und waren ihm assurées“. Guhrauer sagt dazu: Vielleicht machte Leibniz in Wien solche Theilungsvorschläge, da er 1688 länger dort war. Selbst in den Wiener Archiven nachzusehen, sei ihm nicht gestattet worden. — Wir brauchen indeß nicht bis in's Jahr 1704 zu gehen. Viel näher unsrem Zweck liegen die (Guhrauer noch nicht bekannten) Anregungen desselben Gedankens in den Réflexions Klopp V, 619, und noch mehr in dem Gedicht an Papst Alexander VIII, welches geradewegs durch dessen Vermittlung zu

---

1) Die das erste Mal zunächst und unmittelbar die Ablenkung des Kriegs von Holland bezweckte, daher der Verf. unsrer Schrift sich als ein „deutscher Freund der vereinigten Niederlande“ unterschreibt.

einem Kreuzzug statt der innerchristlichen Kriege aufruft (s. Pertz I, 4 S. 295 ff.). Ob nun nicht unsre Flugschrift eben hier herein paßt? Als Druckjahr ist 1687 angegeben und paßt für unsre Hypothese vortrefflich. Um diese Zeit trat Leibniz mit dem Orientalisten Hiob Ludolf in Frankfurt in persönliche Verbindung, welcher die Idee hatte, Aegypten den Türken durch Benützung der christlichen Abyssinier abzunehmen; 1683 hatte derselbe zu diesem Zweck ein Schreiben an den Fürsten von Abyssinien erlassen, 1686 schrieb er sein Büchlein de bello Turcico feliciter conficiendo später eine disquisitio de pace Turcica.

Diese Letztere schickte er 1687 an Leibniz, 1688 an den kaiserlichen Hofdolmetscher Meninsky (s. Guhrauer Kurmainz II, 86). Bei dem dadurch veranlaßten Briefwechsel machte Leibniz dem Ludolf, als dem einzigen außer seinem verstorbenen Freund Boineburg und Johann Filipp von Mainz eine Mittheilung seiner früheren Schritte in Sachen der ägyptischen Unternehmung. Er schreibt nämlich zwischen 1687 und 88 an ihn: „Der Kurfürst von Mainz, Johann Filipp, hat auf Grund einer Denkschrift, welche ich auf den Rath Boineburgs damals abzufassen beauftragt war, den Gedanken betrieben, die Franzosen zu überreden, daß sie ein Heer nach Aegypten schickten, während der Kaiser und die Polen ihrerseits sich auf die Türken stürzten. Allein die Franzosen, nähere Pläne verfolgend verachteten solches, während sie es jetzt vielleicht gut hießen, wenn ein Rathgeber von gleichem Ansehn aufträte; ja sie würden vielleicht durch sich selbst handeln, wenn augenscheinlich wird, daß der Untergang des türkischen Reichs bevorstehe, und seine edelsten Provinzen Demjenigen, der Lust hat, zufielen. Ich erinnre mich, daß ich damals ein gewisses Gedicht herausgab, worin ich bei Gelegenheit die Sache obenhin berührte".

Wie er damals in einem Gedicht, das er herausgab (carmen edidi) [1]), die Sache obenhin berührte, die er daneben und außerdem noch geheim betrieb, so kann es gar wohl auch bei unsrer Flugschrift sein: Eine allgemeine, mit Beziehung auf Aegypten unbestimmte Anregung des dem Ludwig von früher

---

1) Es geschah 1670, vgl. Dutens V, 468: electum episcopum Spirensem carmine aliquo lusi gratulatorio, cujus aliquot exempla mitto.

her ja wohl bekannten Gedankens, eine Vorbereitung der Welt darauf, insbesondre des Kaisers und deutscher Diplomaten, um sie zu derartigen Vorschlägen an Frankreich geneigt zu machen. Vielleicht führte Leibniz darüber während seines Wiener Aufenthalts 1688 genauere diplomatische Verhandlungen, für welche unsre Schrift, veranlaßt durch die Bekanntschaft mit Ludolf und die damaligen Zeitverhältnisse, sozusagen eine Art von Probeschuß, ein Fühler wäre. Vor dem ganzen Publikum sollte Ludwig gleichsam, indem man solche Pläne als seine eigenen innersten Gedanken bezeichnete, engagirt und zum faktischen Nachweis gezwungen werden, daß wirklich alle seine Uebelthaten nur diesen guten Zweck gehabt; wo nicht, so lag das ganze Sündenregister ohne Entschuldigung auf ihm.

Man wird nicht leugnen können, daß Alles in dieser Hypothese auf's Beste und ohne Künstelei zusammenstimmt. Gehen wir nun noch nach dieser allgemeinen Zurechtfindung und Orientirung auf's Einzelne über.

Die in kräftiger, bilderreicher Sprache gehaltene Schrift beginnt mit einem gelinden Spott und Vorwurf über den Titel „Ludwig der Große“, den man dem König besser erst nach seinem Tod gegeben hätte; wie der Mars in bittrem Haß meint, Tausende von Menschen seien nur dazu hingeschlachtet worden, um auf ein Thor von Paris mit goldenen Buchstaben schreiben zu können „Ludwig der Große“. Ebenso behandelt unsre Schrift den Titel „Allerchristlichst“ mit offenbarer Ironie, wenn sie von Ludwig sagt: „cujus ortus prope divinus, wie auf einer Ehrenpforte von Paris steht, da seine Mutter ihn erst im Alter geboren“. Als solcher nun hat er zur Lebensaufgabe bekommen, die Ottomannische Macht zu stürzen, namentlich dadurch den Schimpf, den sein Ahnherr und Namensbruder Ludwig der Heilige seinerzeit in Aegypten erfahren, indem er von den Saracenen gefangen worden, an ihren Nachfolgern, den Türken zu rächen, so jetzt Aegypten besitzen. Hiezu vergleiche man als schlagende Parallele das oben erwähnte Gedicht, das Leibniz zur Zeit seines früheren ägyptischen Vorschlags herausgegeben: Rumpit enim dulces idem tibi nomine (Ludwig) somnos, Aeternam meritus Sancti cognomine famam Progenitor, subicitque faces stragesque suorum Flagitat ulcisci et duri vestigia ferri,

Brachia quod captiva notis inscripsit acutis, Deleri tandem Saraceno sanguine poscit — Et toto accipiet victorem flumine Nilus (Guhrauer Kurmainz II, 199). Weiterhin erinnert unsre Flugschrift, ganz wie das leibnizische consilium Aegyptiacum (von uns nach seinem Abdruck in Guhrauer Kurmainz II, 153 ff. citirt), zur Ermunterung daran, daß ja das lateinische Kaiserthum schon früher bei Frankreich gewesen sei. Ein Vorspiel hat Ludwig auch schon in der Gegenwart gegeben, aber nur ein Vorspiel; „denn Gigeri zu besetzen mit dem Zweck, um einen Fuß in Afrika zu haben oder Algier zu belagern, waren nichts als Bravaden, welche Zeugniß geben sollten, daß der allerchristlichste König den Muhammedanern nicht so hold sei, als man vorgäben thäte“. Man vergleiche dazu, was der Mars sagt: „Er hat auch schon Proben seiner Kraft und Macht, auch guten Willens zu Gigeri und in Kandia abgelegt. Denn was die von Algier betrifft, so ist er niemals gesinnt gewesen, solch Lumpenvolk zu stürzen; tempus enim veniet, quo devorabit zelus ejus et hos et omnes mammamuschos“.

Um nun aber diesen seinen Lebensplan auszuführen, bedarf es der Vorbereitung, einer Wegräumung der Hindernisse. Die Geschichte der alten Kreuzzüge lehrt, daß sie mißglückten wegen Uneinigkeit der christlichen Führer und Treulosigkeit der Päpste. Ganz ebenso weist das cons. Aeg. darauf hin, wie nur die Differenz von Filipp und Richard Löwenherz das Unternehmen vereitelte. Wenn unsre Flugschrift sagt: „Einer gönnte dem andern den Gewinn nicht; keiner wollte dem Andern gönnen, daß er im Orient den Meister spielte“, so sagt das cons. Aeg.: Richardus Anglus spe regnum Hierosolymitanum jam devoraverat. Darum war er zu nichts Anderem zu bewegen —. „Darum, fährt unsere Flugschrift fort, handelt es sich für Ludwig vor Allem darum, die Uneinigkeit unter den Potentaten zu heben, und dieß geschieht am besten durch Vereinigung der ganzen christlichen Macht unter Einem Haupt. Auch die Päpste müssen in's Geschirr gebracht werden, daß sie ihm den Schlüssel von Rom entgegenbringen, wie einst Karl dem Großen“. — Alles dieß sind, wie wir in unsrer ersten Ausführung schon wiederholt zu erwähnen Anlaß hatten, Grundgedanken des Mars, der unter Anderem auch

deu Papst nur den Küster des Königs von Frankreich sein lassen will.

Wie ist dieß aber genauer in's Werk zu setzen? Zunächst muß Frankreich selbst im Innern stark und centralisirt sein. „So lang (sagt unsre Flugschrift wörtlich) die Krone Frankreich nicht in besserem Stand, als in den vorigen seculis wäre, innerhalb ihres Bezirks mehr als Einen suveränen Herrn hätte, sich vor der starken Partei der Hugenotten und den zur See mächtigen Nachbarn England und Holland fürchten müßte, und soviele Landschaften, so vor Alters zu Frankreich gehört, von demselben abgerissen sähe, kürzlich so lang Frankreich in sich selbst nicht recht vereinigt und zu einem suveränen Haupt gemacht, so würde es schwer hergehen, andre Reiche und Nachbarn zu überwiegen und endlich zur Suveränität in ganz Europa zu gelangen. Darum wäre nöthig, dahin zu trachten, daß der König in seinem Land überall Suverän sei, seine Unterthanen groß und klein zu Sklaven habe, die Hugenotten entweder mit der römischen Kirche vereinige oder vertilge, die Seemacht vergrößre, England und Holland insonderheit zur See schwäche und alles, was zu Frankreich gehört, an sich ziehen und mit der Krone vereinigen möge. Denn dann, wenn solches geschehen, so könnte er wohl zu gelegener Zeit nach Belieben sagen: „Ego sum Cæsar“.

Die vollkommenste Parallele dazu enthält die Securitas publica S. 215: „So lang Frankreich mit innrer Unruhe angefüllt, so lang jedem Gouverneur zu rebelliren leicht war, so lang Rochelle den Engländern ein neues Calais werden konnte, so lang die Kronmittel zerstreut, so lang die Spanier zu fürchten waren, mußte Frankreich geschäftig sein, sich selbst die Dörner aus den Fußsohlen zu ziehen. — Jetzt ist das inwendige Gouverno wohl regulirt, allen Rebellionen vorgebaut, den Gouverneuren, Kommandanten, den Fürsten des Geblüts, den hohen Häusern die Macht genommen, die Religion soviel als vereinigt, die Pfandinhaber des königlichen Einkommens als Blutegel herabgerissen und ausgedrückt u. s. w.“

Man beachte in beiden Stücken namentlich die (von uns schon oben als leibnizisch bezeichnete) starke Anafora mit dem wörtlich in Beiden gleichen „Solang“. —

Noch genauer schildert unsre Flugschrift die rein innern Zu-

stände von Frankreich folgendermaßen: „Schon Richelieu und Mazarin haben darnach getrachtet, den König von Frankreich zu einem Suverän gleich dem türkischen Kaiser zu machen. Die Parlamente, auch das zu Paris, waren schon zu Ludwigs XIII Zeiten dahin gebracht, daß sie sich nach des Königs Willen lenken mußten, und alles was ihnen im Namen des Königs vorgelegt wurde, ohne einige Widerrede zu verifiziren hatten. Die Prinzen des Geblüts, welche vordem ihr Privatintresse hatten befördern können, waren von den Staatsaffairen ausgeschlossen, die alten Herzoge, Grafen und Marquisen waren ziemlich durch innre Kriege, confiscationes und die kontinuirlichen Feldzüge aufgeopfert und lauter neue Leute in deren Chargen und Güter durch neue Titel kommen, und weil sie alle ihre Beförderung der Gnade des Königs zu danken hatten, lauter Kreaturen des Königs. Der Adel war durch Equipagen, Hofpracht, Prozesse und allerlei Beschwerungen verarmt und mußte sein Fortun in den Chargen suchen und also dem Hof folgen. Und dabei vergaß man auch der Hugenotten nicht und sparte kein Geld, um die Seelen zu fahen, so von einer Religion soviel als von der andern wußten. Mit Einem Wort, es war dahin gebracht, daß Alles den König als einen irdischen Gott anbeten mußte“.

Dazu vergl. man das Manifest für Karl III [1]): „Le roi gouverne à l'Ottomanne — und so wird auch die Neigung eines burbonischen Prinzen sein, sich absolut zu machen, um eine despotische Gewalt ausüben zu können. — Man hat die Freiheit der Großen und des Volks zu nichte gemacht; die Willkühr des Königs entscheidet durchaus. Die Prinzen vom königlichen Geblüt selbst sind ohne irgend eine Autorität; die Großen sind es nur dem Titel nach und ruiniren sich mehr und mehr, während Personen von wenig Bedeutung erhoben werden mit Stiftung neuer Chargen, um als Werkzeuge der Unterdrückung der Andern zu dienen. Die Stände versammelt man nur pro forma, diese Versammlungen dienen nur, die Weisungen des Königs zu exekutiren,

1) Die deutschen Citate aus diesem Manifest sind genaue Uebersetzung des französischen Originals.

ohne daß man sich um ihre Beschwerden kümmert. Der Adel ist aufs höchste verarmt, vexirt durch Chikanen und Recherchen, genöthigt sich zu verzehren im Dienst des Königs, Gut und Blut dem Ehrgeiz eines Eroberes zu opfern, während er sich nur nährt mit Hoffnungen eines chimärischen Glücks, das doch nur sehr Wenigen zu Theil wird“.

Kein Mensch wird leugnen, daß hier ein direkter Zusammenhang unsrer Flugschrift mit dem Leibnizischen Manifest vorliegt.

Was thut nun das also centralisirte Frankreich nach Außen? „Da war nun, fährt unsre Flugschrift fort, offenbar, daß solches nicht zu hoffen stünde, solang das Erzhaus Oestreich im Stand sein würde, das römische deutsche Reich wider den Erbfeind zu schützen. Darum war nöthig und darnach zu trachten, wie man solches Erzhaus unter der Hand schwächen und also des Kaiserthums unvermerkt unfähig machen möchte, damit bei bevorstehender Wahl die Kurfürsten von selbst solches schwache Haupt verlassen und sich zu einem mächtigeren, das den Türken gewachsen wäre, wenden möchten“.

Ganz ebenso spricht der Mars von Griffen, das Haus Oestreich niederzuwerfen, und mahnt die Leute ironisch, sich Frankreich anzuschließen, wenn sie vor den Ottomanen sicher sein wollten (vgl. den oben S. 12 und 13 citirten Abschnitt dieser Schrift). Ferner weist unsre Flugschrift auf die Reunionen und Dependenzien hin, mit welchen man dem deutscheu Reich zu schaden suchte, und bemerkt spöttisch: „So hielt man sehr viel von den „alten Grenzen“, welche Julius Cäsar gesetzt“, wie der Mars satyrisch auf die alten Gallier in Galatien und Brennus in Rom, oder auf Dagobert und Carl den Großen für die Grenzbestimmung hinweist.

Um aber Oestreich außer im deutschen Reich auch in seiner Seitenlinie anzugreifen, unterstützte Frankreich die Niederlande gegen Spanien. „Freilich, meint unsre Schrift, die Niederländer merkten, wie es mit solchen potentioribus auxiliis ablaufen werde, daß es gäbe eine partition secundum consuetudinem societatis Leoninae“; eine sehr naheliegende Wendung, doch wollen wir nicht versäumen, darauf hinzuweisen, wie wir sie ganz so auch in der Sec. publ. finden: „Es sollen alle in der neuen Allianz gleiche Rechte ja nach ihrer Leistung haben, damit es nicht sei,

wie wenn der Löwe mit dem Wolf oder Esel eine Sozietät zu jagen anstellte". Dasselbe gilt von der in unsrer Schrift in demselben Zusammenhang angeführten „alten Regel: Gallum amicum habeas, vicinum non habeas", die wir auch bei Leibniz in dem oben erwähnten Brief an Magliabechi finden.

Weiterhin schildert unsre Schrift die Tripelallianz in ihrer ganzen Schwäche: „Ihr Nachdruck bestand auf dem Papier und in bloßen Worten; England war eingeschläfert und ließ Gottes Wetter über das Land gehen, als ob ihm nichts an der Erhaltung der spanischen Niederlande läge; und obschon einige Zurüstung geschah, so gieng es doch damit langsam her, weil man die Wunden des letzten Kriegs noch empfunden und solches die Gewohnheit des Parlaments mit sich brachte". Secur. publ. sagt, wie wir schon zu Nro. V und II anzuführen hatten, über denselben Punkt: „Die Tripelallianz ist ein zerbrechlich Rohr; das Parlament selbst sagt man habe gewankt. Wie leicht wacht in den Gemüthern der englischen Nation auf der übelbegrabene frische Schmerz, den sie im holländischen Krieg empfunden. Nulla voluptas ultione dulcior."

„Außer der Sprengung der Tripelallianz, fährt unsre Schrift fort, suchte man auch Holland und England an einander zu hetzen, nur damit man die consilia bellica beiderseits desto besser auskundschaften und die Art eine Seeschlacht zu liefern recht ablernen und absehen möchte. Denn bisher hatten die Franzosen es so hoch zur See nicht gebracht, daß sie England oder Holland eine Seeschlacht liefern dürften. Darum sollten sie einander selbst aufreiben und sich abmatten, indem der König von Frankreich mit Freuden zusehe solchem Spiel, auf daß wann er würde anfangen zu spielen, sie alsdann schachmatt wohl würden müssen sitzen und zusehn und sich eine Brüll auf die Nase müssen setzen lassen. — Die Franzosen ließen auch hier (im andern englischen Krieg) ihre alte Maxime genugsam blicken, daß sie lieber zusehn als fechten, und sich selbst konserviren. Welches Alles ohne Zweifel zu Folge der heimlichen Instruktion geschehen, nach welcher man dem Spiel zusehen und die Holländer und Engländer an einander lassen sollte, bis sie müd wären".

Ganz entsprechend schildert die Secur. publ. (S. 246, was

wir zu II und III schon anführten): „Die Holländer wollten gern Frankreich anderwo Feinde erwecken und ruhig zusehn. Mögen sich aber hüten, daß sie nicht mit eben demselben Strick gefangen werden. Denn Frankreich gehet mit eben derselben Kunst und vielleicht besser um und gedenket mit ihnen durch Andre zu kriegen und die Bolzen zu drehen, so diese verschießen sollten. Denn dadurch mattet er sie ab, wie ein wildes Thier, darauf man viele kleine Stäuber hetzet, siehet ruhig zu und thut alles, was ein Feind thun kann — und leidet noch fürchtet nichts dagegen. Unterdessen gewinnt er Zeit, seine Seemacht vollends zu perfektioniren und endlich wie ein Jäger mit dem Schweinsspieß dem Wildprett den Garaus zu machen“; — ein andermal: „alsdann kommt der Oberjägermeister, das ist, der König von Frankreich dazu und gibt den letzten Fang“ S. 249. Die französische Zweideutigkeit besonders in der von unsrer Schrift geschilderten Seeschlacht zwischen England und Holland schildert ein Brief Leibnizens (Klopp III, 63) also: „Estraeus hoc unum egisse videtur ut spectator pugnae suorum saluti consuleret, jussu ut apparet aulae, quae classem, ni fallor, suam ceteris ambabus, amicae pariter atque inimicae, superstitem vellet“.

Das Ziel aller dieser direkten und indirekten Unternehmungen ist nach unsrer Schrift, „daß überall in der Christenheit unter dem allerchristlichsten König sein möchte un Roy, une Foy, une Loy, wohin die Sonne auf den Mützen deutet, auch die Symbola: Non minor junctis, nec pluribus impar fulget ubique — davon der Ausgang in Gottes Hand stehet, jedoch bisher noch keinem gelungen, der wider Gott streiten wollen“.

Denselben Wahlspruch „Ein Herr, Ein Gesetz, Ein Glaube“ führt auch der Mars als Ziel Ludwigs an; die demüthige und doch vertrauensvolle religiöse Wendung des Obigen aber findet sich ganz so am Schluß des Manifestes von 1688. Unsre Flugschrift schließt mit folgendem: „Der König hat all dieß Grausame, so geschehen, nur über's Herz bringen können, weil es ein Meisterstück ist, die Türkische Macht erheben, um sie ebendadurch zu ruiniren; wird auch solches allerchristlichste Hauptdessein nach der theologia morali der Jesuiten selbst in conscientia entschuldigt, ubi finis bonus me-

dia reddit bona, si necessitas haud aliter ferat. Welches alles Ursach gibt zu glauben, man thue dem allerchristlichsten König Unrecht, wenn man ihn vor einen Türkenfreund hält, da doch Niemand mehr damit umgehet, sie totaliter zu seiner Zeit zu ruiniren“. Ganz so spricht sich der Mars über die Jesuitische Beruhigung der Gewissensskrupel, über die Zulassung des kleineren Uebels um des größeren Zieles willen aus und schließt fast identisch: „daß er ihm durch Bezwingung der Christen einen sicheren Weg bahnen möge, dermaleins auch zu den Unglaubigen zu sprechen“.

Auch hier wird kein Unbefangener die hohe Wahrscheinlichkeit unsrer Annahme, daß Leibniz der Verfasser, ableugnen können. Möglich, daß sich seinerzeit irgendwo unter Leibnizens Papieren das Manuskript findet. Einstweilen wollen wir auch so die Schrift als einen höchst intressanten Beitrag zu der neuerdings viel behandelten Geschichte der ägyptischen Expedition ansehn und als ein neues Zeugniß betrachten, mit welch unermüdlichem, nie entmuthigtem Patriotismus unser großer Leibniz seine Pläne verfolgte nach seinem wiederholt (z. B. Dutens V, 61. III, p. 2. 194) von ihm citirten und auf ihn so sehr passenden Grundsatz: „— Semper tibi pendeat hamus; Quo minime reris gurgite piscis erit“.

VII.

(Nro. 3 unsrer Sammlung, 22 Seiten.)

„Das verwürzte Kölln oder die geschwächte Köllnische Churwürde“.

Es handelt sich uns zunächst noch nicht um diese, aus dem Jahr 1688 stammende Schrift selber, sondern nur um den mit fortlaufender Seitenzahl beigefügten Anhang, ein Gedicht in lateinischer und deutscher Sprache mit dem Titel: „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken“. Sobald wir dieses zu Gesicht bekamen, fiel es uns um seiner pikanten Gedanken und Wendungen willen vorteilhaft auf (z. B. aus Leopoldus ist das Anagramm gebildet: Pello duos, nemlich Türken und Franzosen; der zur Sonne steigende östreichische

Adler ist dargestellt als der, der des Mondes bleiches Licht zu Schanden macht und auch den Hahn, das nächtlich krähend Thier, zum Schweigen bringt). Ohne den Verfasser zu kennen, erachtete ich es vor allen andern derartigen Schriften für würdig, als Parallele zu den (bei Nro. VI besprochenen) Leibniz'schen Anschauungen und Wendungen angeführt zu werden. Nun fand ich aber zu meiner Freude nachträglich, daß dieses Gedicht Niemand anders zum Verfasser hat, als eben Leibniz selbst. Denn Pertz, der sicherlich kompetente Herausgeber Leibnizischer historischer Manuskripte aus der hannoverischen Bibliothek, gibt (in L. ges. W. 1te Folge Band 4, S. 292) unser Gedicht in seiner lateinischen Version. Warum es sich bei Klopp (noch?) nicht findet, weiß ich nicht. Jedenfalls genügt mir Pertzens Aufnahme, um keinen Zweifel in Leibnizens Urheberschaft zu setzen. Ebenso ist mir nicht bekannt, ob man nicht schon seither wußte, daß dieß volksthümlich gehaltene Gedicht seinerzeit von Leibniz herausgegeben wurde. Dieß wäre nun jedenfalls durch unsern Quartanten konstatirt und noch mehr. Er gibt uns auch die ziemlich freie und viel kräftigere deutsche Version. (Ob Pertz diese nicht bei dem lateinischen Exemplar gefunden hat?) Wir können gar keinen Zweifel darein setzen, daß sie von Leibniz selbst herrührt, dessen sie in keiner Weise unwürdig ist. Denn wenn er einmal, was durch unsern Band festgestellt ist, dieß volksthümlich-agitatorische Gedicht herausgab, so that er dieß gewiß nicht blos in lateinischer Sprache, sondern jedenfalls gedoppelt, um auf Gelehrte und Volk zugleich zu wirken. Dasselbe damals überhaupt häufige Verfahren zeigt er bei ähnlichen Schriften. So sorgte er jedenfalls für eine deutsche Uebersetzung des Mars Christ. Oder das Manifest für Karl III betreffend, sagt er selbst in einem Brief: On pourrait faire une édition in octavo et mettre le français vis-à-vis de l'espagnol, mais l'espagnol le premier, comme si c'était le texte (Guhr. Kurmainz II, 257).

Sollte also dieß unleugbar leibnizische deutsche Gedicht bisher noch nicht bekannt oder erkannt sein, so glaube ich, daß diese nunmehrige Nachweisung genügt und vielleicht auch erlangen kann, daß es aus der etwas modrigen Umhüllung unsres Quartbands in eine neue Sammlung hinübergerettet wird. Als auf ein für unsre andern Nachweise günstiges Präjudiz glaube ich nun aber

auch noch darauf hinweisen zu dürfen, wie hiemit jedenfalls zwei unleugbare Leibniziana, der Mars und die (lat.) Version des Gedichts in unsrem Band enthalten sind, was auf die große Möglichkeit noch weiterer drin schließen läßt.

Nun noch Einiges über die Schrift, der dieß Gedicht mit fortgehender Paginirung angehängt ist. Das allerdings nächstliegende in einem solchen Fall ist, das Ganze Einem und demselben Verfasser, also hier auch die prosaische Abtheilung dem Leibniz zuzuschreiben. Sehen wir kurz, was dafür sonst noch spricht. Die 22 Seiten große Schrift handelt von der Wahl des berüchtigten Fürstenberg in Köln und von der dadurch für Deutschland drohenden Gefahr, beziehungsweise der bereits kriegerisch erfolgten Einmischung Frankreichs im Jahr 1688. Sie mahnt energisch, jene Wahl wenigstens nicht praktisch anzuerkennen und ihre Durchführung soweit immer möglich zu verhindern, kurz Frankreich und seiner Kreatur, dem Fürstenberg, mit Aufgebot aller Kräfte die Thüre zu weisen.

Daß Leibniz, und zwar stark, sich mit dem Fürstenberg'schen Handel beschäftigte, ist außer Zweifel. Wir haben von ihm schon aus dem Jahr 1674 zwei darauf bezügliche Aufsätze, in deren erstem (Klopp III, 84) er besonders ein starkes Sündenregister des Wihelm von Fürstenberg entwirft, jedoch als allezeit unparteiischer Beurteiler („Sempersibisimilis“) dennoch dessen dem Völkerrecht nicht ganz gemäße Aufhebung in Köln nicht billigen will.

Auch später wieder, als der Kölner Handel begann, d. h. um's Jahr 1688, beschäftigt sich Leibniz sehr lebhaft mit der Frage. In den meisten seiner damals geschriebenen politisch-historischen Briefe erwähnt er die Sache (s. Klopp V, 374. 410. 420. 21. 499). Ja er schreibt ausdrücklich eine „epicrisis de electione Furstenbergii“ [1]), nur kurze annotationes, wobei der Wunsch ausgesprochen wird, es sollte eine größre und umfassendere Widerlegung gegeben werden. Nach Klopp hat Leibniz selbst eine solche begonnen, aber nicht vollendet. Endlich spielt die Fürstenbergische Wahlfrage und Frankreichs darauf gegründete Einmischungsprätension eine große Rolle in dem Manifest von 1688, oder wenn man dieß je nicht als ganz sicher leibnizisch

1) Klopp V, 443 ff.

gelten lassen wollte, so noch mehr in den leibnizischen „Réflexions sur la déclaration de la guerre“ (s. bes. Klopp V, 569. 581).

Wenn wir dieß bedenken, so hat es keinerlei Unwahrscheinlichkeit, daß Leibniz eine ihn so lebhaft beschäftigende Frage auch in mehr populär-agitatorischer Weise behandelte. Er that dieß jedenfalls in seinem lateinischen (und deutschen) Gedicht „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken“ aus eben dieser Zeit 1688, wo es unter Anderem vom Sultan und Ludwig heißt: Alterum vinci posse alter docuit, Uterque fecit cum Germanis Inducias viginti annorum, Sed et fregit; Alter sub finem, sub initium alter, Pariter uterque usus praetextu: Ille ut comitem de Tekely, Hic ut principem de Furstenberg firmaret. Tekely Christianus contra Christianos, Furstenberg Germanus contra Germanos Uterque duxit hostes; Sed pari, ut speramus, successu, Nec omine caret u. s. w. Unsre Schrift, als Leibnizisch angenommen wäre das vollkommen entsprechende Seitenstück zu dem oben besprochenen „Hauptdessein des großen Königs in Frankreich“. Im Jahr 1688 waren diese zwei Fragen brennend: die orientalische und occidentalische. Das „Hauptdessein“ behandelte die orientalische und gäbe dieß dem König von Frankreich als wahres Ziel an. Unsre jetzige Schrift dagegen hätte die occidentalische Frage und zwar in ihrem wesentlichen Entstehungsgrund, dem Fürstenbergischen Handel, zum Gegenstand; sie spräche von dem Mittel, das Frankreich vornehmlich gegen Deutschland anwandte. Das angehängte Gedicht endlich vereinigte in seiner Vergleichung beide Gesichtspunkte, den orientalischen und occidentalisch-Fürstenbergischen.

Sehen wir uns, nach den bisherigen so günstigen allgemeinen Momenten, nun auch noch nach Einzelbeziehungen um. Der juridisch und namentlich historisch sehr gebildete Verfasser schreibt ein recht ordentliches Deutsch, aus dessen Färbung wir besonders die uns schon öfter im Verlauf unsrer Untersuchung bedeutsam gewesene Sprachform der Anafora hervorheben, welche in unsrer Schrift besonders häufig und stark wiederkehrt (z. B. ist Seite 3 fünfmal angesetzt mit „Niemand“ —; S. 19 fünfmal mit „Immerhin“ —, S. 21 viermal mit „Er allein“ —).

Als Motto der Schrift finden wir den Satz: „Placet in-

terdum providentiae divinae, ita in bellis et arte politica humanam fiduciam et consilia eludere, ut non simul sint spes magna et bonus eventus, ac saltem ea ratione edocti homines illam revereri, se vero mortali sua conditione variisque casibus et vicissitudinibus, quibus illorum res obnoxiae sunt, metiri discant“. Wie anklingend an den Schlußgedanken des in dieselbe Zeit fallenden Manifests von 1688: „Jactat quidem et gloriator Autor, probata divinitus justa serenissimi Regis arma, quotiescunque ille movit; qua fide, ipse ostenderit. Sacra Majestas Caesarea induxit animum suum, ex sua dubia conscientia id omnino praestare, ut si placuerit Deo etiam nunc arma Gallica prosperis cumulare successibus, adoret collaudetque Dei consilia, quippe qui et per suos Attilas flagellavit subinde ad correctionem dilectos. Sed juvat illam (Caes. Maj.) in ipsis quoque humanis multo meliora sperare. Infractorem pactorum Turcam licet jamjam expirantium compescuit ac profligavit Altissimus, compescet item profligabitque aliquando pactorum infractorem Gallum, duraturorum adhuc annos sedecim“ [1]). Identisch mit dieser demüthig-religiösen und doch auch menschlich nicht verzagenden Stimmung ist der Schluß der leibnizischen Réflexions Klopp V, 634.

Was die Familie Fürstenberg betrifft, so geht unsere Schrift davon aus, daß sie sagt: „Daß der Fürstenberger Stamm dem hochlöblichen Haus Oestreich alle sein Aufkommen zu danken, ist ohnedem bekannt“. Leibniz in dem Aufsatz „Sempersibisimilis“ beginnt: „Una enim ex parte probe considerandum, ac universo constat orbi, quod modernus Imperator binos fratres de F. ad fastigium status principum imperii sustulerit“.

Trotzdem, fährt unsere Schrift fort, mußte man ihm bei seiner Aufhebung in Köln von kaiserlicher Seite vorwerfen, daß er „schimpflich und übel, bei Banquetten und anderen Conventen über kaiserliche Majestät geredet“. Auch war er

---

1) Gelegentlich vergleiche man gegen Klopps Zweifel an dem leibnizischen Ursprung dieses Manifests die unverkennbare Aehnlichkeit dieser Stelle mit dem obigen Gedicht „comparatio Turcae“, namentlich den Vers: Inducias uterque fregit, Alter sub finem, sub initium alter.



in Köln selbst mehr darauf bedacht, als Gesandter „das glimmende Feuer in der Flamme zu stärken“. Dieß war genug, einen solchen nach des heil. römischen Reichs Satzungen nach Verdienst abzustrafen. Aber er ist nicht anders geworden. „Während andere unruhige Bischöffe und Päpste um ihres Landes Interesse willen einen und den anderen Staatsstreichs employiret, so stürzet Cardinal Fürstenberg diejenigen, so ihm Gutes thun, bringt sein untergebenes Land unter fremde Herrschaft; die sich für ihm demüthigen, strafet er, und die ihn verfolgen, liebkoset er; er will Deutsche regieren und ist ein ärgster Feind deutscher Nation; er begehrt zur höchsten Dignität zu schreiten, damit seine Nachfolger unter das Joch zu stecken; er ist bei Frankreich am meisten angesehn und in solcher seiner Herrlichkeit ein Sclave dieses Monarchen — eine Kreatur Ludwigs. Nimmermehr glaubte Deutschland, daß ein Feind des heil. römischen Reichs, so ohnedem von Frankreich mit den Bisthümern Metz, Verdün und Straßburg begnadigt worden nebst Erlangung der Cardinalswürde, sich unterstehn sollte, wider alle Constitutiones imperiales in die höchste Gewalt und innersten Geheimnisse der deutschen Prinzen listiglich einzudringen und durch solch strafbares Mittel den Stillstand zu beunruhigen. Ob nun gleich Fürstenberg selbst, wie man saget (welches doch von einem Ehrgeizigen schwerlich zu glauben), zu sothaner Dignität schlechte Lust getragen, weil er wohl gewußt, daß solches ohne Unruhe nicht geschehen würde, so hat dennoch die Persuasion seiner geehrten Gräfin de la Mark Alles bei ihm ausgerichtet. Diese regiert sein ganzes Concept, seine ganze Person, und was sie will, muß nothwendig geschehn. Sie ist das Ziel seiner Rathschläge und der Entwurf seiner Staatsgedanken. Denn kann nicht bei einem verheiratheten Prinzen eine rechte Gemahlin, so ihren Herrn beherrschet und von ihm geliebt wird, durch diesen Vorteil viel ausrichten, die Geheimnisse von ihm erfahren, und dafern sie Lust hat in die Staatsaffairen sich zu mengen, viel verwirren, bevorab, wenn ein schlauer ausländischer Minister, von dem sie Pension gewärtig und bei ihr in gutem Credit ist, dazu kommt und die ausländischen Interessen wohl zu befördern weiß, welches Polen, Deutschland und Frankreich mit genugsamen Exempeln

bestätigen? Wie viel mehr eine Solche, die bei einem unverheiratheten Herrn in großem Credit steht und deren Verstand sich nach der Zeit zu reguliren weiß! Diese Gräfin de la Mark, sage ich, hat vollends des Herrn Kardinals Ehrbegierden den Paß geöffnet, daß selbiger wie ein Blinder dem Stab willigst gefolgt, mit französischen Pistoletten die Pforte des Domkapitels in Köln eröffnet und ihrer heiligen Wahl das Benedicite gesprochen".

Vergleichen wir zu diesem ganzen Abschnitt die parallelen Aussagen von Leibniz. Der Vorwurf, „daß die Herren Brüder v. F. über kaiserlicher Majestät Person selbsten nachtheilige Reden führen", ist in dem Leibnizischen Aufsatz über die Befreiung des Fürstenberg (Klopp III, 94) ebenfalls, jedoch wie oben nur als fremde Aussage angeführt. Ebenso wie oben nennt ihn Leibniz einen boute-feu des guerres les plus funestes et comme un homme tellement vendu à la France, qu'il ressemble à celui qui a fait un pacte avec le démon (ein anderesmal: avec le diable —), dont il ne saurait se degager — enfin comme un ennemi declaré de sa patrie — einen Menschen ohne alle bischöfliche Tugenden, aujourd'hui colonel, demain évêque, qui fait l'évêque de Metz par la seule jouissance de revenu sans se mettre en peine de fonction; — trahir toute la liberté et tous les droits de son évêqué, sans former la moindre opposition contre l' esclavage où la France le réduit, qui fait juger ce que Cologne en devrait attendre: ne songer jour et nuit, qu' à faire le bon valet d'une cour étrangère (cfr. dazu im Sempersibisimilis: omni venerationis cultu summam semper potestatem prosecutus est) — allumer un incendie qui ne se terminera que par une desolation générale (Réflexions. Klopp V, 583. 585). Daß Leibniz früher anders als in unserer Schrift, F.'s Aufhebung in Köln nicht billigt, dieser Widerspruch ließe sich phychologisch nach F.'s Schandthaten besonders in Straßburg wohl erklären.

Endlich die Schilderung betreffend, wie F. unter dem Einfluß der Gräfin de la Mark stehe, so ist die große Verwandtschaft dieses Abschnitts mit dem oben mehr erwähnten in der Secur. publ., sowie mit der Schilderung in der Strafrede Deutschlands (Delila-Simson) unverkennbar. Ich hebe nur diese genaue Pa-

rallele hervor. Die Sec. publ. sagt (S. 239): „Mit welchen beiden Instrumenten (Geld und Weibsvolk) alle Schlösser sich aufthun, alle Thüren ohne Petarde eröffnen, auch alle Winkel bis in die innersten Kabinette durchkriechen lassen“. Wie ganz die gleiche Farbe hat in unsrer Schrift der Witz: „Mit französischen Pistoletten hat er die Pforte des Domkapitels in Köln geöffnet“. Dort ist Geld als die beste Petarde, hier noch feiner die Münz-Pistole als die beste Pistole für solche Zwecke dargestellt.

Die Gefahr durch den Fürstenberg ist aber nach unsrer Schrift vornemlich deßwegen so groß, weil derselbe schon alt ist, nach seinem Ableben aber zweifelsohne Frankreich Köln einschieben will. Denn diese Macht steht hinter der ganzen Geschichte. „Gleichwie ein unruhiger Kopf niemalen sanfte ruhen, und ein beglückter regiersüchtiger Herr seiner Nachbarn Glück mit scheelen Augen ansiehet, also ist Frankreich unmöglich, bei siegreichen Progressen der Ksrl. Waffen in der Harre still zu sitzen und seine längst verfertigte Staatsstreiche vermodern zu lassen. Mit Einem Wort: es heißt: Aut Monarchia aut nihil; tertium non datur. — Darum wurde hier kein Geld gespart, die Herren Capitularen in Köln zu bereden, daß nicht allein durch Kraft des Geists, sondern auch durch Einwilligung und Beförderung seiner allerchristlichsten Majestäts Intresse die Coadjutorswahl geschehen müsse — die guten Domherrn müssen schweigen und sich nach Frankreichs Intresse und ihres Coadjutors eigenem Willen anschicken, wollen sie anders ihre Präbenden ad dies vitae in Ruhe und Sicherheit genießen. — Was fragen endlich die Domherrn darnach, ob Köln frei oder unter gewisser Herrschaft stecket, genug, wenn sie ihre geistlichen Einkünfte mit Ruhe genießen und ihnen davon nichts entzogen wird —. Stirbt also der Cardinal, so nimmt Frankreich die Stadt weg, inmaßen sie ihm trefflich wohl gelegen, und kann es bei deren Behauptung sich ganz Meister des Rheinstroms machen. Was dann Rheinfelden zu gewarten, ist leicht zu erachten. Mittelst dessen kann man die Baseler einspannen, und denen Herrn Schweizern, welchen Frankreich längst gern in die Haare gewollt, eine Brülle auf die Nase machen, gleich es oberhalb mit Hüningen geschehen. Ob Bonn nachfolget,

stehet dahin. Der allerchristlichste König wird nach Einnahme Kölns zweifelsfrei mehr Dependenzien ersinnen und was diesem Erzstift gehörig, unter seine Protektion nehmen wollen. Wer aber will's ihm, wenn man einmal einen Kurfürsten von Frankreich sich aufdrängen läßt, wehren, Köln gleich der Stadt und Bisthum Straßburg seinem dominio einzuverleiben? — Will der Papst viel Lärmens machen und den neuerwählten Erzbischoff nicht konfirmiren, so nimmt ihm Frankreich die Grafschaft Avignon, hetzet den Fürsten von Parma wegen des heimgefallenen Fürstenthums Spalatro wider ihn auf und erreget durch den Prinzen von Savoyen einen neuen Krieg in Italien. — Aber auch ehe noch Frankreich die Stadt in Besitzt nimmt, hat Köln von dem Kardinal wenig Guts zu hoffen und ehestens einer Belagerung oder wohl gar völligen Subjugirung sich zu gewarten, weilen ohne Zweifel ihre Stadt nach französischer Mode halben verrathen und halb verkauft ist. Drum heißt es für Köln beim etwaigen Einzug dieses Erzbischoffs: Hannibal ante portas!" — Vergleichen wir diesen Abschnitt wieder mit Leibniz. Der allgemeine Gedanke, daß Frankreichs Eroberungssucht hinter dem Ganzen stecke und eine Wegnahme Kölns ganz gleich der Straßburgs zu erwarten stehe, ist auch bei Leibniz der Hauptgesichtspunkt der Betrachtung: „Egregium votum, ut Colonia Argentorato similis fiat", ruft die epicrisis de elect. F. aus (Klopp V, 445) — il introduirait les Français dans l'empire par la porte de cet Archevesché, wie unsre Schrift es im eigentlichen Sinn von seinem Straßburger Verrath anführt, daß er zuerst an den Magistrat die Forderung gestellt, „man solle ihm ein Thor einräumen, wodurch sonsten vor Alters die Bischöffe ihren Ein- und Auszug gehalten und welches ihnen sowohl Tags als Nachts zu Diensten gestanden. Der Magistrat aber roch den Braten und schlug dieß Ansinnen mit einer höflichen Entschuldigung rotunde ab". Doch will ich auf diese Uebereinstimmung im Hauptgedanken kein Gewicht legen, da er als so naheliegend Jedem kommen mußte. Die französische Unruhe betreffend lesen wir ebenso in der Sec. publ.: „Daß ein solcher König, der eines solchen Landes Meister ist, weiter gehet und über andre zu herrschen sucht, ist kein Wunder. Das menschliche Gemüth kann nicht ruhen, es ist ihm

eine Pein ohne Bewegüng, d. h. ohne Bewegung zu einem weiteren Aufnehmen sein. — Nun nachdem bei Frankreich (durch seine innerliche Stärkung) alle Furcht vorüber, was ist Wunder, daß sich die Hoffnung und Begierde herfürgethan?" Ebenso wie in unsrer Schrift weist das Manifest von 1688 und die Réflexions darauf hin, daß der wahre Grund zum damaligen Einfall Frankreichs nichts anders gewesen, als die „Progressen" der kaiserl. Waffen gegen die Türken. Die traurige, unpatriotisch-epikuräische Gesinnung des katholischen Clerus in Deutschland schildert der Mars wie oben, wenn er die Bischöffe tröstet: „Sie haben Ursache zu glauben, daß man bei ihren Lebzeiten (cfr. das obige „ad dies vitae") keine Aenderung machen, vielmehr Gelegenheit überlassen werde, unterdessen seine Enkel mit gutem Gewissen zu bereichern; also sollen sie nur ruhig ihren Vorbildern, den Straßburger Bischöffen folgen". Der Druck auf den Papst, wenn er zuviel Lärm machen will, ist in der Sec. publ. fast wörtlich so beschrieben, wie in unsrer Schrift, nemlich: „Ist ein Papst, der sich sperren will, so hat man das Heft in Händen, ihn mit der Exekution der pisanischen Traktaten zu vexiren, welches Werk man nach Belieben suspendirt und herfürsucht und bald mit dem Herzog von Parma bald mit der Kurie aus der Taschen spielt". Wie Köln von Fürstenberg den Verrath und Verlust seiner Freiheit und Ruhe zu besorgen habe, hörten wir schon oben in der Stelle der Réflexions: „trahir la liberté et les droits de son évêché, sans faire la moindre opposition contre l' esclavage où la France le réduit (Straßburg), qui fait juger ce que Cologne en devrait attendre". Schließlich noch die Bemerkung, daß wir den eigenthümlichen Ausdruck „einem eine Brüll auf die Nase setzen" schon in dem allerdings selbst erst fraglichen „Hauptdessein" gefunden haben. — Was ist nun nach unsrer Schrift Oestreichs und Deutschlands Lage oder Aufgabe all dem gegenüber?

„Bei Wiens Belagerung hieß es für Oestreich: Philister über dir, Simson! Frankreich und Fürstenberg lauerten wie die Füchse auf den Ausgang der Belagerung Wiens, um nach Eroberung desselben den ganzen Rheinstrom nachzuholen. Sed homo proponit, Deus disponit. Das hochl. Haus Oestreich schwung seine siegreiche Adlersflügel über den bleichen Mond

in die Höhe und bleibt bis jetzo ein Meister der Türken und Ruthe der Unglaubigen. Und nun Frankreich gegenüber, es gehe nun drüber und drunter, so muß einmal die Karte zerrissen werden. Man zwickt und zwackt Deutschland solange, bis der Adler gegen Occident fliegt und den stolzen Hahn zu pariren treibt. Nur eine gute Einigkeit wird verlangt. Man sieht's ja an unvernünftigen Thieren, daß bei gemeinsamer Gefahr eines dem andern Beistand leistet, ob sie schon unter einander vorher uneins gewesen. Vielmehr wird bei dieser bevorstehenden Unruhe Deutschlands jeder Prinz hoffentlich sein Privatintresse an die Seite setzen, und die edle Freiheit erhalten helfen. Deutschland ist unitis viribus nicht schwach, in Gesellschaft kaiserlicher Majestät gegen Orient und Occident seine Feinde zu dämpfen. Geschiehts, woran denn bei ereigneter Ruptur nicht zu zweifeln, wird Frankreich die deutschen Kräfte besser kosten und der Kardinal seiner Ehr- und Regiersucht vergessen. So seid demnach auf, ihr deutschen Helden, vereinigt Eure Kräfte und lasset den trotzigen Hahn nicht ferner auf deutschem Boden krähen. Zeiget den blühenden Lilien, daß ihr aus dem alten Geschlecht der Gothen — und Franken entsprossen, um den prahlenden Lilienstock auszurotten. Soll sich das streitbare Deutschland von einem einzigen Abtrünnling ihrer Nation travailliren lassen“?

Vergleichen wir wieder. Um Einzelheiten nicht weiter zu betonen (z. B. „Simson“, die Lilien auf teutschem Boden, das Beispiel der unvernünftigen Thiere bei der Vertheidigung, der kräftige Aufruf an die Deutschen — lauter Wendungen, die wir oben, allerdings theilweise in den fraglichen Schriften schon gefunden), so verweisen wir nur darauf, wie der Mars ganz ebenso das schadenfrohgierige Zusehn Frankreichs bei Wiens Belagerung schildert. Was aber die Hauptsache hier ist, so sind die entschiedensten Anklänge an das angehängte, ächte leibnizische Gedicht nicht zu verkennen. Dasselbe sagt z. B.: Leopoldi nomen transit in omen: Pello duos, Sultanum et Ludovicum (oben: Orient und Occident) oder: denn es ist die Nacht vergangen und des stolzen Mondes Prangen, Auch das nächtlich krähend Thier Weicht mit ihr; Mond und Hahn Sind übel dran, Nun

der Tag ist angebrochen — Oestreichs Sonne, Unsre Wonne, Legt des Mondes Schattenpochen und verdunkelt seinen Schein, Thut ihn ein. Und dieweil das Adlersaug' Strebet nach den Sonnenhöhn — Stößet sich des Hahnen Krähn und wird sein Geschrei vergehn; Jauchze demnach, Deutschland jauchze — u. s. w. [1])

Vorher schon, wie wir oben bemerkt, ist die Vergleichung auch auf die zwei vorgeschobenen Schützlinge ausgedehnt, die mit ihren Herrn das Schicksal theilen müssen: Tököly und Fürstenberg.

Der Verfasser der Schrift bezeichnet sich endlich als einen bloßen Privatmann: „Zwarten ist meine Feder viel zu gering, denen vornehmsten Staatsministern der deutschen Prinzen einigen Eingriff zu thun; dennoch wäre dieß meine einfältige Meinung".

Dürfen wir nun, frage ich, in diesem bescheidenen Privatmann unsern Leibniz erkennen, wie er auf der Reise in Wien unter den kaiserlichen Räthen, Diplomaten und Gesandten weilte und ganz in diesem Sinn damals bei Uebersendung seiner „Réflexions" an Königseck, den Grafen und Vicekanzler, schreibt: Volui experiri, an de novissimis reipublicae negotiis homo in interiora non admissus posset aliquid non ineptum dicere.

Ich glaube, es ist die überwiegende Wahrscheinlichkeit vorhanden, wenn ich auch gestehe, daß die Parallelen im Einzelnen nicht ganz so zahlreich sind, als zu einer bestimmten Entscheidung nöthig wäre. Nur die Beziehungen zu dem Leibnizischen angehängten Gedicht sind allerdings vollbedeutsam. Jedoch könnte ein Skeptiker auch hier noch sagen, sie liegen so nahe, daß auch zwei Autoren darauf haben kommen können, während der Drucker eben dieser Aehnlichkeit in der Sache wegen zwei von ganz verschiedenen Verfassern herrührende Stücke mit fortlaufender Seitenzahl als Eine Schrift gedruckt habe.

Möglich, aber keineswegs das Wahrscheinlichere. Wie dem

---

1) Um den von uns oben behaupteten Vorzug der deutschen Version, wenigstens in einem solchen volksthümlich-agitatorischen Stück, zu beweisen, setzten wir den entsprechenden lat. Abschnitt hier bei: Transiit enim nox Qua nocturnum sidus et animal, Luna et Gallus, regnant. Exortus est dies: Nam Luna per Solem coepit obscurari, Et cum Aquila inter Solis versetur radios, Desiit Gallicinium, nec Gallus amplius cantabit. Exulta igitur Germania!

aber auch sei, ich möchte jedenfalls, selbst so, Andre auf die Schrift aufmerksam gemacht haben. Vielleicht, daß sich noch bessere Aufklärungen finden. Oder sollte gar unter Leibnizens Manuskripten unsre anonyme Flugschrift entdeckt werden, so hätten wir wenigstens das erreicht, auf deren Gedrucktundherausgegebensein zum Voraus hingewiesen zu haben.

VIII.

(Nro. 20 unsres Bands, 165 Seiten.)

Wahres Intresse des heil. römischen Reichs oder rechtmäßige Vorstellung derjenigen Hauptpunkte, worauf das Intresse und die Wohlfahrt des heil. römischen Reichs und des allgemeinen Vaterlands deutscher Nation sonderlich dieser Zeit beruhe und gegründet sei; item, wie das h. römische Reich deutscher Nation in Friedens- und Kriegszeiten sowohl innerlich, als wider alle äußerlichen feindlichen Gewalten könne erhalten werden. Aus den bewährtesten, sowohl alten, als neuesten Publizisten und anderen kuriosen Schriften dieser Zeit zusammengetragen von J. D. v. G., Jct. Verlegts Barthold Fuhrmann, Buchhändler in Osteroda, Anno 1689.

Schon dieser Titel weist uns darauf hin, mit welcher anerkannten Leibnizischen Schrift wir hier eine Parallele haben, nemlich mit der Securitas publica externa et interna, vornemlich mit ihrem ersten Theil, der innerdeutsche Verhältnisse behandelt. Ein Unterschied findet allerdings statt. Dort ist es die spezielle Absicht, eine deutsch-gesinnte Sonderallianz zu befürworten, da die allgemeine Reichsverfassung für die damalige bedrängte Zeit nicht genügte. Unsere Schrift ist die positive Ergänzung dazu. Was dort nur in gelegentlichen, aber freilich sehr drastischen Klagen über die deutschen Reichsverhältnisse gesagt ist, was geklagt ist über die Elendigkeit der Reichstage, über die Zwietracht der Stände, über den leidigen Religionshader, dafür will unsere Schrift die directe Abhülfe und allmählige Besserung vorschlagen. Denn jene Partikularallianz, so werthvoll sie damals und überhaupt für besondere Zeiten war, konnte ja doch dem Schaden nicht gründlich und endgültig abhelfen; für gewöhnliche Zeiten, überhaupt für die Dauer konnte nur eine Besse-

rung der ganzen und auf's Ganze bezüglichen Reichsverfassung Genüge thun. Darauf also geht die historisch-juridische, nicht mehr blos publizistische Ausführung unserer Schrift, die um ihrer anderen Bestimmung und ihres verschiedenen Leserkreises willen daher auch viel milder, bedächtiger, konservativer auftritt, nicht jugendlich ungestüm, wie jene, um wenigstens zu erreichen, was zu dieser Zeit und an diesem Ort zu erreichen war.

Die zweite leibnizische Schrift, mit welcher unsere anonyme stark parallel läuft, ist der Caesarinus Furstenerus, welcher aus einem speciellen Anlaß verschiedene Streiflichter auf Fragen der inner-deutschen Verfassung, namentlich auf das Verhältniß ihrer Faktoren wirft. Dem Geist nach ist unsere Schrift ganz identisch mit dem Caes. F., wenn er richtig verstanden wird; nur wendet sie sich stärker und mit ausdrücklicheren Worten der Reichseinheit zu, welche scheinbar und nach Vieler Auffassung im Caes. nicht genug gewahrt ist. Daß wir für unseren gegenwärgen Zweck, Nachweisung der leibnizischen Urheberschaft unserer anonymen Schrift, die Beziehungen zum Caes. nicht benützen können, ist klar, da derselbe, und zwar vielfach, gedruckt war und stark gelesen auch Anderen, als dem Verfasser zu Gebot stand. — Die Zeit ist 1689, der Ort, wo die Schrift wirken sollte, offenbar Wien, die Reichshauptstadt. Nun wissen wir, daß Leibniz von 1688—89 neun Monate lang und zwar zum erstenmal sich in Wien befand, am Mittelpunkt des Reichs, das ihm von Jugend auf so sehr am Herzen lag, über dessen Schäden und Bedürfnisse er gewiß schon auf der Hinreise aus dem Harz (Zellerfeld) mit seinem staatsmännischen Freund Hiob Ludolf in Frankfurt manche Gedanken ausgetauscht hatte. Es war überhaupt eine Zeit, wo sich wieder etwas hoffen ließ. Mit der Türkenmacht stands schlecht, für die Einigkeit im Reich arbeiteten die Reunionsversuche mit Spinola und Anderen, noch ehe Leibniz in seinen Verkehr mit Pelisson und Bossuet trat. Wie natürlich war es da, daß Leibniz, in dessen Geist ja überhaupt Ideen und Pläne schlummerten, um beim ersten anregenden Sonnenstrahl günstiger Verhältnisse hervorzusprossen, seine alten, seine Jugendgedanken für das Reich in positiver, durch die reichsten Kenntnisse unterstützter Weise wieder aufnahm, um auch seinerseits einen Beitrag zur

Reichsverbesserung zu geben. Möglich, daß er damit auch den Gedanken verband, durch dieß specimen eruditionis in juristischen und staatsrechtlichen Fragen sich dem Wiener Hof zu empfehlen, allwo kaiserlicher Rath zu werden jedenfalls ums Jahr 1680 sein entschiedener Wunsch gewesen wer (vergl. den in diese Zeit fallenden Brief, Dutens V, 214). Und daß ihn dieser Wunsch, zu einer größeren staatsmännischen Wirksamkeit zu gelangen, trotz seiner Nichterfüllung auch später nicht verlassen, zeigt der rührende Brief an seinen ehemaligen Schüler, späteren kaiserlichen Rath Boineburg vom Jahr 1695 (Feder comm. ep. 397). Weit bedeutsamer für unseren gegenwärtigen Zweck aber sind Leibnizens Gedanken eben in dieser Zeit 1688/89, kaiserlicher Historiograf zu werden; s. z. B. Klopp V, 368 in einem Brief an den Baron Blume: Utinam exsurgeret aliquando quis, cui Caesareis archivis admisso dignam aut potius non indignam Leopoldo historiam dare fas esset. Noch deutlicher ist dieß Streben, sich durch politische Schriften am kaiserlichen Hof zu empfehlen, in einem (von uns mehrfach gebrauchten) Brief an den Vice-Kanzler Königseck, als er ihm die „Réflexions de la guerre“ übersendet: „Siquidem fit, ut probaretur judicio vestro idque Aug. Domino (dem Kaiser) innotesceret, facilius mihi daretur locus aliquid porro conandi pro zelo meo“.

Ist diese Schrift wirklich von Leibniz, so haben wir ganz wie bei den zwei oben besprochenen die Erscheinung, daß er einen früheren, nebenher gehendeu Gedanken später bei Gelegenheit wieder aufgenommen und ihm eine Sonderausführung gewidmet hätte — ein schönes Zeugniß seines großen Patriotismus, für dessen Konstatirung selbst eine mühsame und im Einzelnen weniger interessante Nachweisung sich wohl verlohnen dürfte. Gehen wir, nachdem bisher schon Alles sich für unsere Hypothese nur günstig gezeigt hat, zu dieser eingehenderen Nachweisung nunmehr über.

Wir beginnen mit einer sehr bezeichnenden Einzelheit. Als Verleger ist Barthold Fuhrmann in Osteroda angegeben, ein Buchhändler, von dem wir wissen, daß Leibniz auch sonst mit ihm in Verkehr stand — kein Wunder, da Osterode im Harz nur ein paar Stunden von Zellerfeld entfernt ist, wo Leibniz sich in geologischen Studien mehrere Jahre hindurch Monate lang aufhielt. Das Pseudonym J. D. v. G. darf uns nicht stören,

möglich daß in dem G. ein Appellativum (Germanus oder sonst was), enthalten ist, wie sich Leibniz auch Pacidius oder Theofilus mit Bezug auf die betreffenden Schriften zu wiederholten Malen genannt hat.

Die Schreibweise ist nicht unleibnizisch, ordentlich deutsch, wenn auch nicht so frisch, wie in der Sec. publ.; dieß ist aber nur natürlich bei einem gelehrten Werk, das nicht für's Volk bestimmt war und nicht von einem Jüngling herrührte. Wieder finden wir viele Verse mit deutscher Uebersetzung in Alexandrinern eingeflochten. Zu beachten ist auch die Sprachenkenntniß des Verfassers, der außer Latein und Französisch (Letzteres damals noch nicht allzuhäufig, man vergleiche Konring und Boineburg Guhrauer deutsche Schr. I, 54) auch italienisch verstand. Daß Leibniz dieß konnte, wissen wir; er war ja gerade auf seiner Reise nach Italien begriffen und hatte auch schon am Hof Joh. Friedrichs wohl aus filologischem Interesse es sich angelegen sein lassen, die italienische Predigt zu hören (cfr. Klopp IV, XXVII). Ferner ist der Verfasser, wie schon der Titel angibt, ein Jurist von kolossaler Belesenheit, auch mit historischen Kenntnissen mannigfachster Art ausgerüstet. Was aber noch mehr für unseren Nachweis zu bedeuten hat, er ist zugleich sehr theologisch gebildet, genau bekannt nicht nur mit der politischen, sondern auch mit der fachtheologischen Seite der Unions- und Reunionsfragen, und zwar vom entschieden protestantischen Standpunkt aus.

Wie viele Männer in Deutschland, außer Leibniz, vereinigten wohl diese verschiedenen Zweige des Wissens in damaliger Zeit? fragen wir billig. Wir werden nun auch weiterhin bei der Vergleichung im Einzelnen eine Fülle von Beziehungen zu der Parallelschrift Sec. publ. finden, allerdings weniger in den Worten, als in den Gedanken, da ja die Sec. publ., wie gesagt, unsere Fragen nur gelegentlich und antithetisch behandelt.

Die Denkschrift beginnt mit dem Satz, daß die Erhaltung eines Staats gleichsam dessen Seele und Leben sei, „daß die media und rationes, den Schäden abzuhelfen, um so leichter mögen bewerkstelligt werden, wenn die Schwachheiten des politischen Leibs untersucht und die heilsamen media zu dem Interesse desselben in der Zeit dawider gebraucht werden“. Die lei-

tende Gesinnung muß sein: „Es gilt hier nicht, was mein, was dein, Sondern was nützt der ganzen Gemein; Alle Glieder müssen dem Leib geben, Soll er gesund bleiben und leben“. Aecht Leibnizisch, vergl. den Anfang des Mars: „Alldieweilen man gemeiniglich mehr auf das eigene, als gemeine Beste, und mehr auf das Gegenwärtige, als Zukünftige zu schauen pflegt“. — Ebenso beginnt die Sec. publ. mit dem medizinisch-psychologischen Bild des Patienten mit verschiedenen „Symptomata, akutem und chronischem Fieber — die Ursprünge und Quellen lassen sich vielleicht eher erforschen und da man anders endlich einmal erwachen, der Sach mehr als obenhin nachdenken und einen rechten Eifer zu Vollstreckung guter Recepte bringen will, auch verhoffentlich mit Gottes Hülfe gründlich stopfen — man braucht den rechten methodus medendi, muß vor allen Dingen den Symptomatibus begegnen, so der gründlichen Kur nicht erwarten dürften, sondern dem Patienten den Garaus unversehens machen könnten, daher auch in dieser politischen Kur der Hauptfährlichkeiten auf's Erste zu gedenken. — Das Reich soll eine persona civilis sein; gleichwie nun in einer persona naturali oder menschlichem Leib sich die Spiritus, Blut und Glieder finden, so muß auch in der persona civili ein perpetuum consilium, aerarium, miles sein u. s. w.“ S. 153. 156.[1])

Zunächst stellt unsere Denkschrift nach diesem Eingang die allgemeinen Staatsgrundsätze auf. Sie klagt über die selbstsüchtige machiavellische Politik jener Zeit, „da die Unterthanen um der Regenten, nicht die Regenten um der Unterthanen willen da sind. Die wahre Regierungskunst dagegen hat vier Schranken: Für's erste die Religion und pietas, da sie der göttlichen Verantwortung eingedenk ist, statt der tyrannischen ratio status, welche des Teufels Dekalog ist.

Sodann kommt Treu und Glauben, Ehrbarkeit, Gerechtigkeit. Allerdings mag es dann und wann gut sein, sich nicht ans strenge Recht zu halten, sondern in Nothfällen auch Ausnahmen zu machen, denn das Gesetz muß sich nach dem gemeinen Besten richten, nicht umgekehrt; daher man mit dem Vorwurf „Tyrann“ vorsichtig sein muß; ein Diktator ist manchmal nöthig“.

1) Vgl. überdies die gleiche Redeweise in Nro. II.

Alle dieſe höchſt vernünftigen Grundſätze ſtellen uns durchaus leibnizſche Anſichten dar, wie ſie wohl damals nicht allzuhäufig ſich fanden! Wir wiſſen, daß Leibniz im Zeitalter des L'état c'est moi ſich dennoch bei verſchiedenen Gelegenheiten vollkommen freiſinnig ausſprach; z. B. in einem Brief an Thomas Burnet vom Jahr 1710 über engliſche Verhältniſſe erklärt er das ſtarre Gottesgnadenthum für eine Superſtition mit Vergleichung der rigoriſtiſchen engliſchen Sonntagsfeier; in einem Brief an Boineburg (Feder 402) ſagt er über den paſſiven Gehorſam der Unterthanen: Das Beſte wäre, wenn die Fürſten regierten überzeugt vom Widerſtandsrecht der Völker, und die Völker überzeugt von ihrer Gehorſamspflicht lebten. Revolution ſei ein Unglück, doch könne ſie unter Umſtänden nöthig, ja pflichtmäßig werden. — Beſonders lebhaft erinnert uns das von unſerer Denkſchrift über die vier Schranken der Regierung Geſagte an eine ſtehende Leibniz'ſche Beſtimmung. Ich meine die drei Stufen des Naturrecht, von denen er ſo oft ſpricht (z. B. in der Vorrede zum codex juris Gentium diplomaticus Dutens IV, p. 2, 295 ff.). Beſonders iſt zur Vergleichung die Betonung der religio und pietas in erſter Linie zu beachten, welche auch Leibniz immer als unentbehrliches Fundament oder als Krönung des natürlichen Rechts bezeichnet; Zwang genüge durchaus nicht für das Verhältniß von Fürſt und Volk, ſondern es ſei ein Gewiſſensband zwiſchen Beiden nöthig. Daß es oben vier Momente ſtatt ſonſt drei ſind, beſagt nichts; die zweite Stufe bei Leibniz, die aequitas oder caritas zwiſchen dem jus strictum und der pietas, iſt ihrer Natur nach fließend und weitſchichtig.

Auch die obige vernünftige Oppoſition gegen das „fiat justitia, pereat mundus“; das einem Juriſten doch ſonſt ſo nahe läge, iſt ein uns bekannter Zug von Leibniz, der merkwürdiger Weiſe die justitia geradewegs als die caritas sapientis, die Jurisprudenz als die Lehre von der wahren felicitas definirt (vergl. z. B. op. phil. ed. Erdmann S. 792). Und wenn unſere Denkſchrift im obigen Zuſammenhang einem Staatsmann räth, „ſich ſtets dem Mond gleichzuſtellen, welcher allen ſeinen Glanz der Sonne zueignet, oder dem König die Ehre aller ſeiner Verrichtungen zu laſſen“, ſo ſpricht hier zu uns ein Juriſt, der zugleich

Diplomat und erfahrener Hofmann ist, kein Doktrinär; auf wen paßt auch dieser Zug besser, als auf unseren Leibniz, der in Mainz und Hannover unter oft schwierigen Verhältnissen obige Lehren praktisch zu bethätigen hatte und auch in Wien durch eine solche Anschauung sich am besten zu empfehlen hoffen konnte.

Weiterhin spricht die Denkschrift von den verschiedenen Regierungsformen und bezeichnet vornemlich die deutsche als eine durchaus gemischte. Dabei weist sie diejenigen zurück, welche diese Form für unzulässig, für gefährlich, ja wohl gar „vor ein Monstrum“ halten. Dazu führt sie wiederholt das Beispiel der Musik und musikalischen Harmonie an: „Es weiset die Erfahrung aus, daß gleichwie ein musikalischer Chorus aus vielen Stimmen in einer guten Harmonie besteht, also auch eine Regierung aus vielen und unterschiedenen Ständen wohl könne temperirt werden“ S. 14. Allerdings ein ganz naheliegender Vergleich, aber wenigstens in solcher Wiederholung Niemand näherliegend als dem „Auteur du système de l'harmonie préétablie“. — Den Gedanken betreffend, so ist Leibniz bekanntlich, was auch damals allein praktisch-vernünftig war, nicht für den zentralisirten Einheits-, sondern den ehrlichen Bundesverfassungsstaat. Man vgl. was er in der Sec. publ. über die Vermeidung einer Jagdsozietät des Löwen mit dem Wolf und Esel sagt, eine Stelle, die wir schon oben anzuführen hatten. In demselben Sinn ist der Caesarinus Furstenerius geschrieben. Es soll statt revolutionärer Aenderungen oder unpraktisch-utopischer Neuerungspläne lieber die uralte biedre Verfassung eines patriarchalischen Verhältnisses, der schönen Vertraulichkeit von Haupt und Gliedern aufrecht erhalten und die Ruhe bewahrt werden, indem Jedem das Seine wird. In diesen fast etwas theokratisch-romantisch gefärbten Anschauungen stimmt unsre Denkschrift völlig mit Leibnizens anderweitigen Aussprüchen zusammen.

Was nun aber die Mängel und Schwachheiten des politischen Leibs in Deutschland betrifft, so sind dieselben nach unsrer Denkschrift „zum Theil so empfindlich, daß sie von Privatpersonen kaum untersucht, viel weniger ohne Gefahr entdeckt werden können. Es siehet zwar Jeder den Schaden; aber wegen der Menge der Intressirten bekümmern sich die We-

nigsten um die Hülfe der allgemeinen Ruh, und die mächtigsten Stände des Reichs gedenken mehr auf ihre eigene Erhaltung, als auf des gemeinen Reichs Wohlfahrt und der Mitstände Intresse, daher denn die geringeren Stände sich oft in gewisse Faktiones theilen". Als Hauptübelstände führt der Verfasser unter Benützung einer Pufendorfischen Stelle über die deutschen Reichsschäden den Religionszwiespalt, die Vielheit und Ungleichheit der Stände, ihr gegenseitiges Mißtrauen an. Ganz dieselben Gedanken finden wir in der Sec. publ. bei der Schilderung der deutschen Nothstände, wo es namentlich ganz wie oben heißt, daß ein Erfolg kaum zu hoffen sei „um der Ursachen willen, so man mehr denkt, als sagt".

Drei Punkte sind es nun, um die es sich bei Besserungsvorschlägen handelt: 1) Das richtige Verhältniß, der Friede zwischen Haupt und Gliedern, das Band desselben aber ist die kaiserliche Kapitulation. 2) Der Friede der Glieder unter einander in geistlichen und weltlichen Sachen, in Fragen der Religion, wie des Rangs. 3) Verschiedene Konsequenzen aus dem Vorigen: die rechte Einrichtung der Reichstage, Gerichts- und Heerwesen, nationalökonomische Fragen.

Was den ersten Punkt betrifft, so wünscht die Denkschrift, ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, eine perpetua capitulatio, als wodurch am Besten die Vereinigung statt beständigen Schwankens und jedesmaligen Streits zu Stand käme. Ebenso und aus denselben Gründen wünscht sie, daß der Continuität wegen der römische König schon zu Lebzeiten des Kaisers gewählt würde. Man erinnert sich, wie die Sec. publ. eben auch auf die perpetuitas (des consilium, aerarium, miles) dringt, statt Alles immer nur in Nothfällen und im gegebenen Moment der Gefahr in's Werk zu setzen; „denn der Alternation muß einige Perpetuität beigemischt werden".

Durch diese Capitulation ist nun der kaiserlichen Macht die richtige Stellung zu geben. Einerseits wendet sich unsre Denkschrift sehr entschieden gegen Hippolytus a Lapide, der sich fanatisch gegen das Haus Oestreich und seine Kaisermacht ausgesprochen. Nein, es steht die Präminenz des Kaisers vor allen andern Potentaten, trotz Aubery's Bestreitung, fest, wenn auch seine Macht

oft nicht gleich ist seinem Titel. Trotz aller Anstände (namentlich auch schlechter Bezahlung) „bleibts dabei, daß der Reichsapfel dennoch so süße ist, daß wer denselben einmal gekostet, ihn nicht so leicht wieder fahren läßt“. Auch ist gar kein Grund, in der (trotzdem freien) Kaiserwahl muthwillig vom Haus Oestreich abzugehen. Namentlich ist bedenklich das Eindrängen und Einmischen Frankreichs in die deutsche Kaiserwahl. „Ob aber die französischen Lilien auf dem teutschen Boden gut arten würden? Die Complexen und Neigungen beider Nationen stimmten nicht allerdings gleichförmig, wiewohl heutigen Tags die Deutschen den Franzosen fast in allem nachäffen und Alles à la mode française wollen eingerichtet haben. Wie es in einem solchen Fall (Erwählung eines Burbonen) um die Freiheit der deutschen Reichsstände stehen würde, ist leicht zu erachten und weiset es das edle Elsaß“. Trotz früherer Mißbräuche (unter Ferdinand II) bleibts dabei, daß Oestreich ist gleichsam die rechte Vormauer wider die Türken (zweimal wörtlich so), wie sie es in der Gegenwart beweisen, „so daß die Türken jetzt nichts mehr, als den Frieden verlangen, wenn sie selbigen nur von den gesammten Alliirten werden erhalten können, während Frankreich noch jüngst nur darum Krieg angefangen, daß das Haus Oestreich gegen die Türken keine weiteren Progressen mache“. Auch die Vorwürfe, als ob Oestreich die protestantische Religion unterdrücke, sind übertrieben oder grundlos. Aus all diesen Gründen ist daher, das Verhältniß der Kaisermacht zu den Ständen betreffend, nicht richtig, wenn einige, wie der Caesarinus Furstenerius diesen eine absolute, independente Macht zuschreiben. Es darf alles dieß nur geschehen salvo nexu et vinculo, quo imperatori et imperio obstricti sunt, sonst geht es so, wie Tacitus von den Britannen schreibt: Dum singuli pugnant, universi vincuntur (es ist die Stelle im Agricola Cap. 12). Andererseits ist aber allerdings auch wahr, daß die uralte Vermischung der Verfassung beizuhalten, Niemand in seiner Reichsfreiheit und Gerechtsame turbirt oder beeinträchtigt werde. Denn so entstünde nothwendig ein höchst schädliches Mißtrauen zwischen Haupt und Gliedern: dann entstehen nothwendig partes in republica, ja man hängt sich an auswärtige Feinde, da man seinem Landsmann nicht das Geringste

nachgeben will. Und so bekömmt also das Reich Beides mit seiner innerlichen selbsteigenen tödtlichen Krankheit und Unruhe, als auch in Ansehung der Fremden, die sich hier und dort für Helfer und Beistände gebrauchen lassen, mit äußeren, höchst gefährlichen Gefahren auf einmal zu thun und mag seines Untergangs denken. — Diese Vereinigung von kaiserlicher Macht und Beschränkung ist gar kein Widerspruch, so seltsam es den französischen Skribenten vorkommt, daß Einer soll Kaiser sein und nicht absolut regieren. Denn aus dem Völkerrecht ist es bekannt, daß einem König nicht mehr Macht zusteht, als ihm bei Bestellung des Reichs von den Unterthanen ist bewilligt worden. Es ist deßhalb der deutsche Kaiser nicht weniger ein Kaiser, als der suveräneste mag geschätzt werden. Daher also zu wünschen ist, daß der Kaiser streng nach der Kapitulation regiere und namentlich in der Religion keine Unruhe verursache.

Vergleichen wir diese ganze Ausführung mit leibnizischem, so ist die größte Aehnlichkeit der ganzen Anschauung in die Augen springend. Das Hauptgewicht legt unsre Denkschrift offenbar auf eine vernünftige Einheit und auf die Stärke der Kaisermacht. Befremden könnte und gegen uns zu sprechen scheinen, daß der Cæsarinus Furstenerius, also eine leibnizische Schrift vom Verfasser ob ihrer zu großen Betonung der Fürstensuveränität getadelt wird. Allein das macht gerade nichts! Man vergl. nur, wie sich Leibniz selbst in einem Brief an Conring, offenbar nicht blos um ein Urteil herauszulocken, über den Cæs. F. äußert: Multa in hoc libello non contemnenda animadverto; sunt tamen et alia crepera nonnihil et dubitationi obnoxia.

Ueberhaupt sah er es nicht gern, wenn man ihn als Verfasser dieser Schrift nannte (s. Guhrauer deutsche Schr. I, Anhang S. 48). Warum dieß Alles? Nicht blos und allein, weil er überhaupt bei seinen politischen Schriften streng und konsequent an der Anonymität festhielt, sondern wohl auch deßwegen, weil er allmählig sah, wie vielen Mißverständnissen und Mißbräuchen seine dortigen anders gemeinten Ausführungen ausgesetzt waren. Sehr möglich, daß er, inmitten der hereingebrochenen Kriegsläufte, bedauerte, nicht vorsichtiger im Ausdruck, nicht entschiedener in der Hervorhebung der nur angedeuteten Einheitsseite gewesen zu

7 *

sein. Zehn Jahre bittrer Erfahrung konnten dieß schon nahelegen. Sogar schon im Cæsarinus F. selbst sucht er das Mißliche möglichst abzustumpfen und unschädlich zu machen. Er ist in erster Linie Cæsarinus, und dann erst Furstenerius; er sucht die Fürsten zu heben nur indem er den Kaiser möglichst in gleichem Verhältniß fast theokratisch verherrlicht. Diese Abstumpfung, diese Unschädlichmachung des dort vielleicht doch zuviel oder mißverständlich Gesagten finde ich nun auch in der fraglichen Bemerkung unsrer Denkschrift und sehe daher in keiner Weise eine Instanz gegen die leibnizische Urheberschrift darin, sondern nur eine intressante Gelegenheit, um zwischen den Zeilen zu lesen nnd den großen Patrioten im wahren Licht kennen zu lernen (vgl. dazu unsre obige Bemerkung gegen Rühs S. 1). Die in unsrer Denkschrift ausgesprochene Liebe und Anhänglichkeit an's Haus Oestreich hatten wir schon oben Gelegenheit, als ächt leibnizisch kennen zu lernen. Wir finden sie im Manifest von 1688, im Mars, besonders auch in der Sec. publ. wo es heißt: „Es sind unterschiedliche so wunderlich, daß sie dominatum paucorum, Ferdinand'sche Exekutionen, wiewohl unbillig fürchten“. Ja es existirt sogar ein eigener Aufsatz von Leibniz darüber: „Quanti sit momenti, imperium esse apud domum Austriacum“ (s. Klopp I, 170). Ebenso finden wir die Unbegründung der protestantischen Besorgnisse betreffend in einem Aufsatz von Leibniz (Klopp V, 204), daß er sich auf's allerschärffte gegen die ausspricht, welche in solcher Art die Protestanten gegen den Kaiser aufhetzen möchten. Als wahre Vormauer gegen die Türken ist Oestreich, wie in unsrer Denkschrift auch sonst gerühmt (vgl. Manifest von 1688 und für Karl III). In dem kleinen ebenerwähnten Aufsatz „Quanti sit momenti“ (Kl. I, 170) sagt Leibniz wörtlich, wie oben zweimal: Austriaci propugnaculum Germaniae contra Turcas potissimum. Das oben erwähnte Streben der Türken nach Frieden und die Nichtgeneigtheit des Kaisers konnte Niemand besser als Leibniz bei seinem Wiener Aufenthalt aus eigener Anschauung kennen.

Ueber die innern Gefahren, die durch einen etwaigen Kaiser aus französischem Haus für die deutsche Freiheit und Nationalität erwachsen könnten, spricht er ganz ähnlich im Manifest von 1688 mit derselben Hinweisung aufs Elsaß, ebenso in dem für

Karl III; wir hatten schon oben zu I und VI Veranlassung, die betreffenden Stellen anzuführen; auf die wesentliche Verschiedenheit der deutschen und französischen Nation und die daraus folgende Unmöglichkeit einer bleibenden Einbürgerung des französischen Wesens in Deutschland trotz der in den höheren Ständen herrschenden Nachäfferei der Franzosen sehen wir die Sec. publ. wiederholt hinweisen. Ebenso äußert sie sich ganz identisch mit unsrer Denkschrift über die Bewältigung von Außen, wenn Uneinheit im Reich selbst herrsche: „Dum singuli (cunctantur) omnes vincuntur; — man hüte sich vor einer respublica in republica, sonst entstehen Gegen-coïtiones, Faktiones, da man sein Gegentheil aufhält und sich an Fremde hängt. — Denn Frankreich ist immer bereit, als Exekutor, Garant, Custos und Erhalter des Friedens einzutreten und hat immer viel Prätexte und Okkasionen, solche Allianzen zu schmieden. — So kann ein inn- oder äußerlicher Hauptkrieg unsre Republik auf einmal stürzen“.

Die konstitutionelle Vereinigung von Macht und Beschränkung beim Kaiser betreffend, so haben wir schon wiederholt auf den leibnizischen Konstitutionalismus und Liberalismus hingewiesen. Scharf formulirt ist diese Anschauung in dem kleinen Aufsatz „Annotationes de imperio Rom.-Germ.“: „Majestas non impeditur, etsi imperium non sit absolutum. Qui heriliter imperant, non habent majestatem sed ejus umbram“.

Wir gehen über zu dem zweiten Hauptpunkt unsrer Denkschrift, dem Verhältniß der Glieder und Stände unter einander. Hier ist (s. oben) soviel möglich die gute Harmonie und Vertraulichkeit zu erhalten; wie die Glieder eines Leibs nicht einerlei Verrichtung haben, so finden sich auch im heiligen römischen Reich unterschiedliche Provinzen, Länder und Leute unter einander gemengt, deren Geist und Seele gleichsam die wahre Harmonie ist. Es ist dieß zu schonen; wie ein corpus musicum aus unterschiedlichen vokalen und instrumentalen Stimmen wohl zusammen gerichtet ist, also muß auch beim Reich die mixtura regiminis und Harmonie wohl erhalten werden. — So naheliegend diese Bilder sind, so ist doch die starke Häufung (Musik, Organismus, Harmonie, Mischung) am besten bei Leib-

niz erklärlich, dessen Grundanschauung sie bilden. Besonders möchte ich auch noch auf den offenbar aus Plato's Phaedo stammenden Ausdruck von der Seele als der Harmonie der Körperverrichtungen hinweisen. Leibniz kannte Plato aus den Quellen, was damals sehr selten war.

Freilich, fährt unsre Denkschrift fort, ist es nothwendig, immer wieder auf dieß hinzuweisen, indem das Privatintresse bei ihrer Vielen so stark ist, daß sie lieber die gemeine Wohlfahrt hintansetzen, als ihr Privatintresse sollten fahren lassen, da doch das Privatintresse unmöglich in die Länge bestehen kann, wenn das gemeine Intresse versäumt wird. Wenn eine ganze Stadt oder Land von Feinden überfallen wird, so ist kein Privater in seinem Haus versichert, daß er allein solcher Gewalt werde frei sein. — Wir haben nach der bisherigen Ausführung nicht mehr nöthig, nachzuweisen, wie ganz dem Leibniz aus der Seele gesprochen all dieß ist. Nur zur letzten Wendung möchten wir den Spott der Sec. publ. anführen: „Diese Leute werden durch keine Raison erinnert, bis ihnen die äußeren Sinne movirt zu werden anfangen; d. h. wenn das Feuer zu des Nachbars Giebel herausschlägt, dann sucht man erst Spritzen und Leitern“. Indessen, geht unsre Schrift weiter, ist es trotz aller Machinationen und Invasionen, trotz aller innerlichen Unruhe und Harpyengriffe, welche so viele Edelsteine genommen und dem römischen Adler so viele Federn abgerupft haben, dennoch sicher zu hoffen, daß das heil. römische Reich bestehe und die Pforten der Hölle es nicht überwältigen. Denn es ist von ihm in Gottes Wort bei den Weltreichen des Daniel also geweissagt. — Dieselbe Berufung auf jene Weissagung als Garantie für den Bestand des Reichs finden wir in dem kleinen Aufsatz „Annotationes“.

Um nun auf die zwei Hauptübelstände zu kommen, welche das Verhältniß der Glieder unter einander stören, so ist es vor's Erste der Unterschied der Religion. „Daß die Religion oder die von Jugend auf einem Jeden beigebrachte Meinung von dem Gottesdienst (vgl. zu dieser politischen Fassung der äußerlichen, trennenden Religion den Eingang der Theodizee) große Wirkungen habe, und was die Uneinigkeit darin für Unruhe erwecke, das hat die ganze Christenheit leider nur zu sehr erfahren,

namentlich in Deutschland. Was da zuerst die Lutheraner und Kalvinisten anlangt, so wollen die Päpstlichen sie wider einander hetzen, um sie einzeln zu unterdrücken. Daher haben einige sanftmüthige Theologi unter beiden dahin gerathen, daß man alles Gebiß und Gezänk auf den Kanzeln aufhebe, soviel möglich eine brüderliche Liebe und Einigkeit unter einander stifte und ohnerachtet der zwischen beiden noch obwaltenden Irrungen und Streitigkeiten für Einen Mann wider die Päpstlichen stehen sollte. Ebenso haben auch wackere lutherische Juristen und Politici, wie auch Publicisten solch ein herzlich Verlangen öffentlich in ihren Schriften ausgedrückt. Es könnte wirklich unter ihnen viel eher, als mit den Katholiken ein Vergleich in den noch übrigen Streitigkeiten gehofft werden, da sie ja in der Hauptsache eines und die meisten Fragen unter ihnen nur akademische Streitigkeiten sind.

Was nun die Vereinigung der Protestirenden mit den Papisten in Religionssachen betrifft, so wird dieselbe schwerlich zu hoffen sein, trotz aller deßhalb gehaltenen Colloquien und Disputationen. Denn sie wollen der Hohheit des Papsts (in spiritualibus) nichts vergeben, neben der heil. Schrift die Tradition und in der Schrift die Apokryfen annehmen. Weil nun eine Vereinigung aller drei in Deutschland bestätigter Religionen schwerlich zu hoffen, so ist dagegen höchlichst zu wünschen, daß wie einestheils die göttliche Wahrheit mit allem Fleiß durch gelehrte und erleuchtete, tapfre, zuvörderst aber vernünftige und friedliebende Leute zu vertheidigen nöthig, also anderntheils dahin getrachtet werde, daß an Statt der Verdammung und Verkezerung alles ärgerliche Leben und Wandel bei Zeiten möge abgeschafft werden. Dazu würde nach richtiger Meinung eines Skribenten ein Großes beitragen, daß eine beßre Auswahl unter denen getroffen, so zum geistlichen Stand zu treten gedenken, und nicht was nur dumm ist und der Mittel halber nicht aufkommen kann, dazu gewidmet würde, gleichwie im alten Testament Gott kein dummes Thier geopfert werden durfte. Es wäre auch nicht ebensosehr auf allzuhäufige, nicht sonderlich fruchtende Predigten zu sehen, sondern es wäre mit andrer Art Informationen und gutem Catechismi Examen weit besser gedient“. — Wen anders als Leibniz müssen wir in dieser vortrefflichen Aus-

führung über Union und Reunion erkennen, ihn „den wackern lutherischen Juristen, Politikus und Publizisten“. Bei wie vielen deutschen Juristen sonst fand sich eine so genaue Bekanntschaft mit diesen Verhandlungen, ihrem Gegenstand und ihren Aussichten, eine solche Kenntniß der speziell theologischen Kontroversen, was wir der Kürze halber übergehen mußten.

Daß Leibniz von der Reunion zwischen Protestanten und Katholiken damals (1689) nicht mehr viel hoffte, wissen wir; er mißtraute dem Spinola, wenn er auch äußerlich noch mitthat, und sah die tiefe Differenz auch vor seinem Briefwechsel mit Pelisson und Bossuet (in den 90ger Jahren) wohl ein. Daß er bessere Hoffnungen für die Union hatte, ist bekannt; erst 1708 erklärte er ja an Fabricius: „Wie jetzt die Dinge stehn, ist nichts mehr zu erwarten“. Aber zum Beweis, wie sehr er, ganz wie unser obiger Verfasser, trotzdem die innre Möglichkeit festhielt, setzt er hiezu: „Die Sache wird sich einmal von selbst machen“. Eben so bekannt ist, daß Leibniz, wie wir's oben fanden, als Hauptsache bei der protestantischen Union den politischen Gedanken festhielt: Stärkung, Vereinigung wider die überwältigende Macht des Papstthums und Romanismus; man vergleiche seinen Brief an Ludolf von 1697 nach dem Frieden von Ryßwick (Dutens VI, 143): „Wenn ich die Hitze und sozusagen die Gluth sehe, mit der Rom handelt, und dagegen die Kälte und Erstarrung der Protestanten, so bangt mir's um die Kirche“. Daß er, der nie etwas Begonnenes fallen ließ, schließlich als die Verhandlungen fehlschlugen, auch noch indirekt und allmählig sein Ziel verfolgte, zeigt seine Theodizee, die ja wesentlich auch unter dem unionistischen und reunionistischen Gesichtspunkt aufzufassen ist, wie er dieß selbst (1700 an Jablonsky) sagt: „Zur Gewinnung der Gemüther und Beförderung der Einheit der protestantischen Kirchen“. — Ganz wie der Verfasser unserer Denkschrift zuletzt die Einheit oder doch Ruhe durch Aufklärung und allgemeine Bildung hofft, so wirkt und spricht Leibniz in der Theodizee von der wahren Religion, welche Lumière und Ardeur, d. h. Liebe, praktische Frömmigkeit neben vernünftigen theoretischen Anschauungen sei gegenüber dem äußerlichen, verknöcherten und dadurch streitsüchtigen Wesen. Die Hinweisung unsres Anonymus endlich auf den katechetischen Unterricht, statt des unnöthig vielen, un-

verständlichen Predigens läßt einen Kenner und Freund der Spenerischen Bestrebungen vermuthen, als was wir Leibniz kennen. Hiezu vergleiche man nur als sehr bedeutsame Stelle den von Klopp (V, 510) gegebenen Brief Leibnizens an Spener: Indem er von den Unions- und Reunionsversuchen spricht, meint er: „Ego etsi fateor debere omnes, quantum possunt, afferre facilitatem ad sanandum Ecclesiae vulnus, ita tamen sentio: nisi sincerae caritatis unitas Christianos inter se et cum Deo suo jungat, intra paucos semper staturum esse verum Christianismum, etsi totus Oriens et Occidens easdem fidei formulas profiteretur. Itaque mire semper bonis omnibus probati sunt praeclari labores tui pro excitanda pietate“. Der Brief ist aus Wien im Jahr 1688!

Der zweite Punkt des Verhältnisses der Glieder unter einander ist die Uneinigkeit in weltlichen Sachen, d. h. die Präzedenz- und Sessionsstreitigkeiten. Bei dieser Gelegenheit entwirft der Verfasser unsrer Denkschrift ein klägliches Bild der Reichstäge, „wo nur mit großer Weitläufigkeit und kostbarer, hochschädlicher Verlängerung in's Werk gesetzt, was beschlossen, wo, bis ein guter Plan zur Ausführung kommt, noch mannig Buch Papier verschrieben und viel Dintenfässer ausgeleert werden“. Mit Recht habe ein Franzose gespottet: „Sind denn die Deutschen nicht klug, daß sie (mit Sessionsstreitigkeiten) so viel Wesens machen wegen Akkomodirung ihrer Lenden und darüber das gemeinsame Beste ihres Vaterlands verlassen?“ Viel rühmlicher sei das Beispiel jenes Herzogs von Württemberg (es war Ulrich in Schmalkalden) gewesen, welcher bei der andern Fürsten Präcedenzstreit gesagt, sie sollen ihn hinsetzen, wo sie wollten, wenn sie nur dasjenige ausrichten, warum sie daselbst zusammengekommen wären. — Auf diese Art seien die deutschen Komitia infructosa molimina. Der Herzog Alba habe daher einmal bei Lesung der deutschen Zeitungen, als er vernommen, man habe abermals einen Reichstag oder Kreistag oder Bundestag (sic!) oder Kompositionstag oder sonst einen Konvokationstag angesetzt, darüber gelacht und mit höhnischem Gesicht gefragt, ob es denn bei denen Deutschen immer Tage und keine Nächte gäbe, woher sie dann Zeit hätten, ihre Räusche auszuschlafen. Ein Andrer habe es so zu-

sammengefaßt: In protestando convenimus, Conveniendo competimus, Competendo consulimus, Consulendo confundimus, In confusione concludimus, Conclusa rejicimus Et salutem patriae consideramus per consilia lenta, violenta, vinolenta. — Wer fühlt sich bei dieser tragi-komischen Schilderung nicht unwillkührlich an die in ganz gleicher Farbe gehaltenen Bemerkungen der Sec. publ. erinnert, wo Leibniz u. A. sagt: „Ein gutes Theil der Legaten ist des Contradicirens, Litigirens, Schulmeisterirens so gewohnt geworden, daß sie auch in den geringsten Dingen nicht eins werden können — endlich ist für eine gewisse Regel zu halten, daß in öffentlichen Tägen, Deliberationibus, Comitiis, da Alles mit Solennität, mit Parade, mit Propositionibus und ordentlich geführten votis zugehet, nimmermehr etwas hauptsächliches auszumachen möglich. — Der Kaiser mag unterdessen das äusserliche Haupt der Stände bleiben und mit ihnen deliberiren und schließen, so lange er will, da doch, wenn die Schlüsse zu Realitäten kommen sollten, die Räder inwendig verstellet sein und Alles überall anstoßet und nirgend fort will".

Unser Anonymus schlägt daher („obwohl solche Besserung mehr zu wünschen, als zu hoffen") vor, daß die Frage der Präcedenz, Session u. s. w. Ein für alle Mal auf einem Reichstag durch ein Gesetz entschieden und festgestellt werde, damit man nicht die ewige Geschichte habe, indem er (ganz entsprechend der leibnizischen Idee von der metafysischen Stufenreihe der Vollkommenheit als eines Weltgesetzes) keineswegs nivelliren, sondern die Unterschiede von Grad und Rang, nur salvis ceteris, anerkannt wissen will.

Wir kommen nun schließlich noch zum dritten Hauptpunkt, der als Konsequenz aus dem Bisherigen sich ergebenden Reichsverfassung besonders im Justiz- und Militärwesen. Der Verfasser wünscht zu diesem Behuf eine neue bessre und stärkere Kreisordnung in Deutschland. Hauptsächlich soll dieß dem Gerichtswesen zu Gut kommen, dessen „einreißende Exzesse, Mißbräuche, Unordnungen und Verhinderungen eine Abhülfe ex fundamento bedürfen". Zu diesem Zweck sollte es mehr, als nur die bisherigen zwei höchsten Gerichte geben, mit vernünftiger geografischer Vertheilung im Reich, weil sonst die wiederholten Reisen von hundert und mehr Meilen ei-

nen Prozeß zu einer verzweifelten Sache machen. Im Zusammenhang damit wird gewünscht, daß die Polizeiordnung im ganzen römischen Reich deutscher Nation durchgehends gebessert werde, wie auch wegen der Kommerzien kein Zweifel, daß dem Reich an deren Befriedigung am höchsten gelegen. — Man erinnere sich, daß die erste reformatorische Schrift von Leibniz die **nova methodus juris** war, daß er in der Sec. publ. ebenso unter den ersten, ob auch nur chronischen, nicht hitzigen Schäden des Reichs die Ungewißheit der Rechte und Saumseligkeit der Prozesse anführt und von einer festen Verfassung, wie unser Anonymus, als nächste Frucht hofft „Verbesserung des Justitienwerks, der unordentlichen, ungewissen Rechte und langweiligen Prozeßordnungen, sowie gemeinsame Consilia zur Errichtung der Kommerzien und Polizei und endlich zu ungezwungener Konvention und Moderation, oder Duldung in Religionssachen zu gelangen“ S. 198. — Uebergehend auf das Heerwesen erklärt unsre anonyme Denkschrift: Ratione securitatis publicae ist also zu merken, daß solche Sicherheit zweierlei sei 1) eine ad intra, daß das Reich von innerlicher Unruhe sicher und alle gravamina unter den Ständen werden abgethan; 2) die andre wird securitas extra genannt, wie nemlich das Reich wider alle auswärtige Invasion sicher gestellt werde.

(Auf die völlige Gleichheit dieser Bestimmungen schon mit dem Titel der leibnizischen Schrift „Bedenken welcher gestalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“ wollen wir kein Gewicht legen, sofern dieß bekanntlich damals feststehende und oft gebrauchte Formeln waren.) Der Verfasser spricht nun die securitas ad extra betreffend den (ächt leibnizischen vgl. Sec. publ.) Wunsch aus, es möchte in jedem Kreis eine beständige Kriegsmacht und Armee zur steten Sicherheit gegen Anfälle unterhalten werden.

Noch intressanter für unsern Zweck ist es aber, was er über die Nothwendigkeit und den Werth von Partikularbündnissen (salvo vinculo imperii vgl. oben!) sagt: „Wie das Reich am besten geschützt werden möge, darüber ist schon von vielen Jahren her auf den Reichstägen deliberirt worden, ohne

daß bis dato darüber ein gewisses Reichskonklusum herausgekommen wäre. Dieser Ursachen halber haben bei den zeitigen Kriegsläuften unterschiedene Reichsstände sich zusammenverbunden, solang für Einem Mann zu stehen, bis eine bessre Verfassung herauskommen wird". Der Verfasser nennt hiebei, ganz entsprechend seinem Charakter als Anonymus, zwar nicht die, überdieß bald im Sand verlaufene, durch die Sec. publ. angeregte Marienburger Konvention von 1671/72, weist aber dagegen auf die Augsburger Allianz als auf das Muster für derartige Unternehmungen hin und wünscht, daß bis zu einer Universalverfassung und Garantie des Friedens die Fürsten und Stände durchaus in solcher Weise zusammenhalten, um schon bei Zeiten Anstalt zu machen, allen ferneren ausländischen Invasionen zu steuern. „Denn wenn solche Bündnisse mit allem Ernst werden fortgesetzt, so ist nicht leicht zu befürchten, daß dem römischen Reich Jemand etwas anhaben könne. Allerdings hat bei der im Jahr 1686 geschlossenen Allianz, ob sie gleich blos zur allgemeinen Defension des Reichs und zu keines auswärtigen Potentaten Beleidigung aufgerichtet, dennoch der König von Frankreich es so übel aufgenommen, daß er nicht allein dagegen protestirt, sondern auch bei neulicher Invasion des Reichs (1688) eine Ursache des Kriegs daraus genommen, daß gedachte Reichsstände nur blos zu ihrer Defension sich alliirt haben. Es ist aber nichts Neues, auch nicht wider die Reichsgesetze, daß die Reichsstände solche Bündnisse unter sich aufrichten. Also hat Frankreich daraus keinen Vorwand; nur daß es nicht leiden kann, daß man wider den französischen Ueberfall sich in Defension und Gegenverfassung setzte, da doch die defensio juris naturalis ist und sogar den unvernünftigen Thieren ist eingepflanzt". Es erhellt daraus nur weiter, wie nothwendig es ist, daß man sich zusammennehme, denn Gallum amicum habeas, vicinum non habeas (— das von Leibniz oft gebrauchte Wort —). „Hannibal ist ante portas und es wird die nächste Zeit geben, ob der römische Reichsadler seiner Federn mehr lassen, oder etliche derselben wieder wird bekommen. Da heißt es aber mit Livio: Ostendite bellum et habebitis pacem, sub clypeo pax optime sancitur. — Deplumatae aquilae plu-

mas non pluma sed arma, Digna aquilis, tandem reddere sola valent“.

Vergleichen wir diesen letzten Abschnitt unsrer Denkschrift mit ächt Leibnizischem, so ist der Gedanke ganz und gar der, welchem die Sec. publ. vollständig gewidmet ist, die Idee von Partikularbündnissen, bis das Reich im Ganzen in besserem Stand wäre. Die gegen das Augsburger Bündniß gerichteten französischen Einwendungen und das Kriegsmanifest von 1688 beantwortet Leibniz selbst in seinem Gegenmanifest fast wörtlich wie oben also: Nihil antiquius receptum in imperio Germanico et consonum legibus ejus, quam ut membra cum capite pro conservatione totius corporis cohaereant. Suspendere animos gestit rex (Ludwig XIV), ne conveniant et coëant aliquando ad verum decus communemque securitatem, fracturo facile singulos rege, qui praeter ullum laborem ab omnibus propulsaretur. Oder wenn man lieber will, vergl. man die Stelle der Réfl.: A quel droit attribuerons-nous ce privilège de la France, d'être en état de surprendre les autres et de les ruiner, quand bon lui semble, sans qu'il leur soit permis de s'en garantir. — Il faut bien qu' elle veille, que tous les princes ne soient pris que pour de petits garçons et qu' elle soit reconnue pour arbitre et tuteur general des Chrétiens — voilà donc ce que c'est que ces ligues innocentes, ces préparatifs imaginaires et ces prétendus desseins d'hostilité, dont ce manifeste fait tant de bruit! Ganz ebenso heißt es in der Sec. publ.: „Was ist untadeliger, als auswärtiger Händel sich entschlagen und nur vor uns vigiliren wollen?“ oder: „Es kann uns bei Niemand, auch Uebelgesinntesten, einige Reproche oder praetextum hostilitatis bringen, si rerum nostrarum satagimus; denn diese neue Allianz hätte sich ja in nichts zu mengen, als was das Reich angeht“.

IX.

(Nro. 9 unsrer Sammlung, 62 Seiten.)

Unvorgreifliches Sentiment über die neue hannoverische Churwürde, worinnen die dabei vorgekommene vornehmste Quaestiones unparteiisch ausgeführt und die größten dubia removiret worden. Gedruckt 1693.

Klopp wollte als sechsten oder siebenten Band seiner Ausgabe die L.'schen Schriften über die hannoverische Kurwürde geben. Höchst wahrscheinlich wäre diese unsere Flugschrift Nr. 9 darunter. Einstweilen jedoch, da jene Ausgabe vorläufig sistirt ist, wollen wir den Nachweis trotzdem liefern; geht die Ausgabe später weiter, so weiß man dann gleich, daß und wo diese Schrift gedruckt zu finden ist. Denn hier ist in der That meines Erachtens gar kein Zweifel über den Verfasser möglich. Bekanntlich arbeitete Leibniz in dieser Sache mit größtem Eifer, da er hiemit ebensosehr dem Reichsinteresse, als seinem Fürstenhaus dienen konnte. Schon ums Jahr 1688/89 war er bei seinem Wiener Aufenthalt dafür thätig. Anschließend daran finden wir in einem unten mehrzuerwähnenden Aufsatz („Consultation —" bei Careil Bd. III, 251 ff.) aus dem Jahr 1691 die dringende Aufforderung Leibnizens an den Kaiser, doch ja dem Haus Hannover dieß Zugeständniß zu machen, um in der dringenden Reichsnoth seine Unterstützung zu gewinnen. (Dasselbe sprechen, da sich die Sache endlos hinzog, mehrere Aufsätze aus der Zeit des spanischen Erbfolgekriegs gelegentlich aus.) Nun wurde gerade um's Jahr 1692, mitten im Reichskrieg, der für Hannover günstige Beschluß zu Regensburg gefaßt. Allein damit war die Sache noch lange nicht im Reinen, die heftigste mündliche und schriftliche Opposition machte sich vielmehr dagegen geltend (z. B. in unserer Sammlung findet sich unmittelbar vorher als Nr. 8 eine 174 Seiten lange Schrift als von Hippol. a Lapide über denselben Gegenstand, nur ungünstig für Hannover, gleichfalls aus dem Jahr 1693, gegen welche Schrift vielleicht die unsere geradewegs gerichtet ist). In diese Zeit der Hauptverhandlung fällt also unsere,

für juridische und diplomatische Kreise berechnete, daher ziemlich gelehrte und auch im Stil schwerfälligere Schrift (in letzterer Hinsicht ähnlich den bekannten, aus demselben Anlaß geschriebenen deutschen Schriften Leibnizens über das Reichsbanner und die Sturmfahne).

Daß wir diese Arbeit nun mit solcher Entschiedenheit Leibniz zuschreiben, dazu bestimmt uns, außer dem eben erwähnten, zunächst nur Bahn brechenden und Platz machenden Allgemeinen, die Art und Weise, wie die Gründe und Gesichtspunkte dieser Schrift mit den von Leibniz in seinen Briefen über dieselbe Angelegenheit ausgesprochenen zusammenstimmen, sowie der Umstand, daß der Verfasser sonder Zweifel ein hannoverischer Beamter, Jurist oder Diplomat sein muß, indem er verschiedene, einem Andern kaum zugängliche Einzelheiten weiß. — Gehen wir auf's Einzelne ein, indem wir natürlich das rein Juridische, als wenig bezeichnend, auf der Seite lassen. Schon der Titel ist zu beachten, wenn wir bedenken, daß Leibniz 3—4 Jahre später ein Büchlein schreibt: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“, jedenfalls stark anklingend, indem gerade bei letzterem Buch selbstverständlich das „Sentiment“ übersetzt ist.

Ueber das Recht, die deutsche Reichsverfassung überhaupt zu ändern, sagt unsere Schrift S. 2: „Man hat sich vor allem zu bescheiden, daß bei irdischen und menschlichen Dingen nichts Beständiges, nichts Unveränderliches, als derselben Unbeständigkeit und Veränderlichkeit selbst sei. Nur Gott allein und das Moralgesetz in den zehn Geboten ist unveränderlich, während selbst der Juden Ceremonial- und forensisches Gesetz es nicht war“. Es ist dieß durchaus der leitende ächt diplomatische, statt starr juridische Grundgedanke des Caesarinus Furst., der ja eine ganz ähnliche, von Hannover angeregte Frage behandelt und immer mit Verachtung das „praesentia ex veteribus naeniis dijudicare“ zurückweist, der mit größter Entschiedenheit darauf dringt, den neuen, nun einmal geschichtlich gewordenen Verhältnissen und Machtproportionen ihr Recht zu geben, statt das Neue in unnatürlicher und schädlicher Weise in die alten, für andere Zeiten bestimmten Formen bannen zu wollen, wie es die gewöhnlichen Juristen und Staatsrechts-

lehrer thun, die die Gegenwart nicht kennen und nur in Plato oder Aristoteles ihre Staatsweisheit holen.

Was speziell die für heilig ausgegebene Siebenzahl der Kurfürsten betreffe, meint unsere Schrift, so wäre, wollte man's je so ansehn, die Neunzahl eigentlich noch heiliger als entstanden aus drei mal drei, der Signatur der heil. Dreieinigkeit. Ueberdies sei sie die höchste Zifferzahl und habe dieses vor allen anderen besonders, daß sie allezeit einfach oder mehrfach in Zusammensetzung der Zifferzahlen herauskommt, so oft sie auch multiplizirt wird ($3 \times 9 = 27$; $2 + 7 = 9$ u. s. w. man beachte den Mathematiker, der da redet). Indeß habe man überhaupt der Siebenzahl mehr aus Aberglauben, als aus solidem Grund insgemein zugelegt und dieselbe für vollkommen heilig und von sonderbarer Wirkung halten wollen, darunter auch viel Schwachheiten und Nichtigkeiten mit eingemischet worden. „Das Mysteriöse, das aus der Siebenzahl der Kurfürsten zu bringen oder zu machen, kann nicht anders dargethan werden, als man in ratione reddenda anstehet. Hingegen ist es vielmehr für eine Superstition zu achten, was auf gewisse Zahlen gestellet wird, als wenn dieselben so sonderbare Wirkungen, sonderlich in Regimentssachen haben sollten“.

Wir kennen Leibniz durchaus als den nüchternen aufgeklärten Mann, der über solches Zeug lacht und mit größter Entschiedenheit namentlich in Politicis gegen allen Aberglauben und Fatalismus eifert, so, wenn er in der „geschwinden Kriegsverfassung“ (Klopp V) sagt: „Der Himmel hat noch kein Edikt für Frankreich ausgehen lassen, sondern er ist gemeiniglich mit denen, welche die besten Regimenter und Generale haben, und also ihre von Gott verliehene Vernunft brauchen“.

Was den politischen Nutzen einer solchen, also vollkommen freistehenden Aenderung betrifft, so weist unsere Schrift zunächst darauf hin, wie man damit Braunschweig gewinne, „daß dadurch dieses mächtige Haus desto mehr und fester dem Kaiser und dem Reich obligirt werde, nach allen Kräften für das gemeine Wesen operiren zu helfen, da es fast gute Ruhe genießen und seine Kräfte sparen können“. Diese Vorteile sind dann S. 21 auf's genaueste spezialisirt (wie viel Truppen, wie viel Geld, in welchen Terminen zu zahlen), daß wohl nur ein hannöveri-

scher Beamter[1]) so eingeweiht sein konnte, wodurch im Zusammenhang mit andern Anzeichen nothwendig Leibniz als Verfasser gegeben ist.

Weiterhin werden die allgemeinen Vorteile ausgeführt, welche das deutsche Reich durch die Schöpfung einer neunten norddeutschen Kurwürde erlange: „Die sieben Kurfürsten werden in der goldenen Bulle sieben Hauptsäulen verglichen, worauf der Bau des römischen Reichs bestehe. Wer wollte aber daraus behaupten, daß nicht eine neue Säule dazu gesetzt werden dürfte, wenn das Gebäude sonst einen Riß zu bekommen beginnete? — Dadurch wird das Reich mehr vor Subjugation bewahrt und sonderlich die freie Elektion des Oberhaupts festgestellt, was bald abgethan sein würde, wenn ein König in Frankreich Kaiser würde. Dazu es künftig kommen oder doch groß Unheil entstehen würde, wenn die vier Kurfürsten am Rhein in der Furcht vor Frankreich ihre vota bei der Kaiserwahl also führen müßten, wie zu befahren, nachdem seit der goldenen Bull Frankreich am Rhein an Macht sehr zugenommen, daß die vier Kurfürsten am Rhein auf Frankreich große Reflexion machen müssen und lange Zeit nicht vergessen würden, was ihnen von Frankreich für Schaden widerfahren, dessen Recidiv sie immer scheuen müssen. Damit nun diesen vier Stimmen mehrere dagegen kommen möchten, welche ohne solche Furcht vor Frankreich sicherer und freier mögen geführt werden, dient der neue Elektorat dazu — der von Frankreich der Situation halber nichts zu befürchten hat. — Und wenn man sagt, daß alle mutationes in republica gefährlich sind, so leidet dieses seine Absätze: Wenn die Umstände der Sachen schon mutirt worden und eine Mutation ferner nach sich ziehen, daß es gefährlicher wäre, in dem alten Trab fortzugehen, als den Mantel nach dem Wind zu kehren, da erfordert das veränderliche Staatsinteresse oftmals eine Mutation, sonderlich in accidentalibus“. S. 23.

---

1) Darauf weist auch S. 30 die genaue gelegentliche Notiz, bis zu welcher Summe nach braunschweigischem Recht die Appellationsbefugniß gehe; gewiß bei den hunderterlei damaligen deutschen Rechten nichts allgemein bekanntes!

Vergleichen wir mit Leibniz. Wir bemerkten schon zu Nro. III die Parallelen aus der Sec.* über Frankreichs Bestreben, sonderlich die Kurfürsten an sich zu ziehen, um für eine künftige Wahl ihre Stimmen zu gewinnen. Noch viel durchschlagender aber sind die Parallelen aus dem Briefwechsel von Leibniz mit Ludolf. Er schreibt dem letzteren, der aus ehrlich deutsch-einheitlichem Intresse dagegen war, eben im gleichen Jahr 1693: „Die Verhandlung wegen des neuen neunten Kurhuts ist von großer Wichtigkeit. Denn die alten wanken und sind nicht mehr, wie früher in Mitten, sondern an der Grenze des Reichs gelegen. So fürchte ich, daß uns schließlich die Noth zur Gründung von mehreren drängt, damit nicht einmal Frankreich durch seine Macht am Rhein im Kurfürstenkollegium die Herrschaft bekomme“; und ein andermal: „Soll ich dir sagen, was ich mehr als Alles fürchte? Die Franzosen möchten den Rhein erobern, dadurch mit Einem Schlag die Hälfte des Kurfürstenkollegiums abschneiden und das Reich, dem seine Grundfesten genommen, am Ende ganz zusammenwerfen — du hast ganz Recht, mit Aristoteles zu sagen, daß ein guter Bürger den dermaligen Zustand des Staats zu erhalten hat; allein eben dieß kann nicht geschehen ohne wirksame Schritte. Der Arzt muß den gegenwärtigen Stand des Körpers bewahren, wenn er gesund ist, ihn aber verbessern, wenn derselbe krankt. Indeß all das sage ich dir nur in's Ohr; ich möchte nicht in die schwebenden Streitigkeiten verwickelt werden“ [1]) (unsre Flugschrift ist anonym!).

Nun wendet sich unsre Schrift auch gegen die von Seiten des Katholizismus gemachten Einwürfe S. 25: „So ponderos diese ratio dubitandi ist, also daß sie capabel war, mehrere Kurfürsten wankend zu machen, so ist doch bei dem wegen seines Eifers für die katholische Kirche höchst belobten Kaiser (der Hannover günstig gesinnt war) die Vermuthung viel stärker, er werde als der oberste Vogt und Advokat der Kirche nichts thun, was dieser schadet. Im Gegentheil, auch sie hat Nutzen. Abgesehn von der Hülfe, die Braunschweig wider die Ungläubigen geleistet, ist ihr auch dieß zu Nutzen, daß durch die Erhebung

1) s. beide Briefe bei Guhrauer Kurmainz II, 217 und 219.

dieses mächtigen Hauses eine neue Bastion gegen die französischen Desseins, das Reich unter sich zu bringen, gesetzt ist. Das ist aber auch für die katholische Kirche von Heil. Denn in Frankreich ist bereits das Hauptfundament der päpstlichen Autorität, die Infallibilität übern Haufen geworfen und zu sorgen, daß der König von Fr. nicht allein in politicis die Regierung nach dem französischen Modèle einrichten, sondern zugleich dem Papst und den Cardinälen nebst den Kurfürsten den Garaus machen werde, so daß ein König in Frankreich entweder selbst Papst wäre, oder einen Papst seines Gefallens machte, der von ihm dependiren müßte“. Auch hier hören wir wieder ganz Leibniz. Er gesteht zu, daß dieses Bedenken das am meisten ponderose sei, und in der That ist der ganzen obigen Nachweisung der Charakter des Künstlichen und Mühsamen nicht abzuleugnen. Denn in Wahrheit erklärt Leibniz sich gegen seinen Freund Ludolf (aber in aures) so, daß man sieht, neben dem politischen hat er allerdings vornemlich den protestantischen Vorteil im Auge, beabsichtigt er diese religiös-politische Partei zu stärken gegen das Uebergewicht des katholischen Deutschland und Frankreich. Daß er dieß hier nicht öffentlich sagt, ist sehr begreiflich. Er sucht daher nur die Katholiken zu beschwichtigen und zu beruhigen in einer Weise, daß auch kein Protestant den mindesten Anstoß daran nehmen kann. Und zwar dient dazu sein vielgebrauchter politisch-reunionistischer Begriff des Kaisers als des Vogts und Advokats der Kirche (nämlich der wahrhaft allgemeinen), den wir besonders im Caes. F. politisch verwendet sehen, um den Kaiser theokratisch über alle andern Potentaten zu erheben, der übrigens auch sonst immer wieder als ein leibnizischer Hauptbegriff sich findet, so daß wir ihn wohl als eine sichre Spur ansehen dürfen.

Endlich wissen wir auch das von Leibniz, daß er der Hinneigung zu Frankreich aus katholischem Intresse, immer entgegenhält, daß es mit Frankreichs Katholizismus soweit eben nicht her sei. Von der willkührlichen Beeinflussung des Papst's redet schon die Sec. S. 226 mit der Hinweisung, daß man bald einen französischen Papst haben werde, indessen aber schon jeden, der sich sperren will, vexiren könne. Ebenso redet der Mars von der gallikanischen Freiheit, „als welche in Ansehung des Papsts für Freiheit, in Ansehung des Königs aber für die ärgste Knecht-

schaft zu halten ist“. Am deutlichsten mit unsrer Schrift parallel ist aber das Manifest von 1704, das geradewegs Spanien als streng katholisches Land vor Frankreich warnt: „La consideration de la Religion encore ne doit pas être de peu d'importance, surtout dans un pays très-catholique. L'on sait, qu'en France on n'est catholique qu' à demi, et plût à Dieu qu' on y fût assez Chrétien. L'autorité du Pape même dans les matières ecclesiastiques n'y est considérée que lorsqu' on les veut flatter pour les avoir à sa dévotion et pour les opprimer un jour avec les autres. On opprimait les libertés des eglises par les prétensions mal fondées de la Regale“ — u. s. w. s. Guhrauer Kurmainz II, 262.

Die Schrift schließt (pars I): „Es ist zu erwägen, ob es leichter sein werde, die kaiserliche Resolution, da res nicht mehr integra ist, und die kurfürstliche Einstimmung wieder um, mithin jenes mächtige Haus, das die Kurwürde so theuer erworben, mit schimpflichem Repuls vor den Kopf zu stoßen, die Harmonie im Reich darüber zu verstimmen und es gar zur Ruptur kommen zu lassen, oder bei so bewandten Sachen, da das Reich in zwei äußerlichen Kriegen implizirt ist und durch innerliche Uneinigkeit den Herzstoß gar bekommen würde, sich zu begreifen und die Sache zu verwilligen, deren Hintertreibung mehr Schwierigkeiten, als der Fortgang nach sich ziehen würde“.

Ganz ähnlich sagt der oben erwähnte Aufsatz „Consultation“ von 1691 (Careil III, 262) von Hannover und der Art, wie es früher vor den Kopf gestoßen worden: „On avait entamé secretement une negotiation importante et délicate pour la grandeur de la maison, où la cour imperiale lui donnat d'abord de belles esperances ce qui l'engagea à paraître ouvertement dans cette affaire. Mais ce fut alors qu' on l'abandonna et qu' il eut le déplaisir d'échouer à la face de tout le monde, cet affront l' a piqué au vif“.

Der Schluß der ganzen Schrift lautet: „Hierinnen ist nur dahin die intention gerichtet worden, aus denen gegen einander streitenden rationibus dasjenige herauszubringen, was der Wahrheit, Gerechtigkeit und Wohlfahrt des werthen Vaterlands am

konvenientesten zu sein befunden worden. Daß aber der Ausschlag auf die Eine Seite sich ergeben, da doch auf der andern mehrere und operosere Skripta herausgekommen (— s. oben —), solches ist der vordringenden Kraft selbiger rationum zuzuschreiben, welche ohne einige Parteilichkeit, passion et attachement gegen die andern alles Fleißes erwogen, um alles besorgliche Unheil abzuwehren, wozu ein jeder getreuer Patriot alle seine Fakultates anzuwenden schuldig ist. Pro salute publica quilibet civis miles est (— cfr. qui pro salute est neminem lasset labor —). Der Schluß wird mit dem Wunsch gemacht, daß allerseits die Intention auf des Reichs Wohlfahrt gerichtet sein und ebenso die Discrepanz in den Mitteln dazu zu gelangen in liebliche Harmonie wieder zusammengestimmet werden möge“. — In beiden Schlüssen beachte man neben der ächt leibnizischen Ruhe und dem Sinn für's Allgemeine den l. Grundbegriff der „Harmonie“.

Es kann bei dieser Schrift wie gesagt keinem Zweifel unterliegen, daß sie von Leibniz ist und ich hoffe zuversichtlich, daß eine weitere Herausgabe seiner Werke entweder sie selbst mitenthalte, oder doch einen sichern Wink und Anhalt gebe, es sei eine derartige Arbeit verfaßt worden, womit für unsern Nachweis dann ebenfalls die Gewißheit erlangt wäre.

X.

(Nro. 4 unsrer Sammlung, 56 Halbseiten, franz. und deutsch.)

(Anmerkungen über das Friedensprojekt und dessen Punkten, zu welchen die Krone Frankreich sich erklärt, aufgesetzt von einem, der die Wohlfahrt Europä sucht (franz.: par l'Auteur du Salut de l'Europe). Pax est repudianda, si sub ejus nomine latitet bellum, Cicero Phil. 12. anno 1698.

Die Schrift ist, trotz der Jahreszahl 1698, jedenfalls vor dem Ryßwicker Frieden oder dessen definitivem Abschluß, also im Jahr 1697 geschrieben; denn sie richtet sich gegen denselben, als gegen etwas noch Abwendbares und erklärt ihrem Motto entsprechend, daß ein solcher projektirter Friede als Keim neuer Kriege gar keinen Werth habe. Es müsse auf der Rückgabe des Geraubten,

des Elsaßes mit Straßburg, ferner Lothringens und Luxemburgs bestanden werden; sonst sei alles illusorisch, denn die angebotenen Ersätze haben keine Bedeutung. Dieß weist unsre Schrift höchst eingehend vom strategischen Gesichtspunkt aus nach.

Was nun den Verfasser betrifft, so gibt er sich als denselben, der die Schrift „Salut de l'Europe“ geschrieben, welche ich nicht bekommen konnte. Wenn ich auf Leibniz rathe, so gestehe ich selbst, daß der Kürze der Schrift und ihrem beschränkten Gegenstand entsprechend zu wenig Anhaltspunkte für eine sichre Entscheidung vorhanden sind. Dennoch möchte ich nicht versäumen, das Beachtenswerthe vorläufig einmal herauszuheben, ob vielleicht ein Andrer den Nachweis glücklich zu Ende führen kann.

Im Allgemeinen bemerke ich Folgendes zur Orientirung, was zugleich für die zwei nächsten, ebenfalls auf den Ryßwicker Frieden bezüglichen Flugschriften gilt: Wir haben bis jetzt von Leibniz keine einzige hierauf gehende Schrift. Klopp's sorgfältige Ausgabe reicht allerdings erst bis 1689, Careil dagegen gibt Schriften bis in's Jahr 1715. Ob nun wirklich keine leibnizische Schrift über den Ryßwicker Frieden in der hannovrischen Handschriftensammlung vorhanden, oder, was das weit Wahrscheinlichere, ob Careil, dessen Gabe für Geschichte durch seine Edition ziemlich zweifelhaft wird, nur eben nichts gefunden hat, wie er denn überhaupt nur rhapsodisch durch einander in beständigem Hysteron-Proteron herausgibt, was ihm scheints gerade unter die Finger kam, ich kann es natürlich ohne Einsicht in die Hannovrische Bibliothek nicht entscheiden. Jedenfalls aber wage ich zu behaupten, daß es total undenkbar ist, Leibniz habe überhaupt in jener Zeit und Frage nichts Politisches geschrieben. Das Argument, das wir bei Nr. I — III und bei V geltend machten, es finde sich hier eine unerträgliche und rein unglaubliche Lücke in Leibnizens politisch-publizistischer Thätigkeit, es kehrt hier vor Allem in verstärktem Maße wieder. Hier hieß es: Periculum in mora! und daß sich Leibniz dessen bewußt war, daß er den Verlust der zu Ryßwick abgetretenen oder abzutretenden deutschen Gebietstheile mit leidenschaftlicher Heftigkeit und Tiefe empfand, beweisen uns nur z. B. einige wenige Briefe aus seinem damaligen Briefwechsel mit Ludolf[1]).

1) s. Guhrauer Kurmainz II, 226 ff.

So schreibt er im Jahr 1697: Dici non potest, quantum me nuntius amittendi in perpetuum Argentorati affecerit. Sed ista meremur Germani, quibus in gravissimis periculis vacat contentiunculis nescio quibus distineri. Nempe debebamus ipsi majore nisu rem gerere, si volebamus in pace facienda majorem nostri haberi rationem — audiendusque erat Autor libelli „fas est et a hoste doceri" (von Leibniz aus dem Jahr 1688) (Brief 18); oder: „haec alibi prospera (Türkenniederlage im Osten) non sanant gravissimum vulnus, quod Germania Argentorato deserto accepit" (Brief 19). Schon zu Anfang des in Ryßwick abgeschlossenen Kriegs erklärt er in den Reflexionen, daß eine solche „cession perpetuelle" von der allergrößten Bedeutung und vom schlimmsten Präjudiz für spätere Zeiten wäre (s. Kl. V, 560 med.). Nun war aber Leibniz gewiß nicht der Mann blos zu klagen, nachdem die Sache geschehen, vorher aber die Hände in den Schoos zu legen; er hätte sonst die obigen Vorwürfe über der Deutschen Saumseligkeit sich selbst machen müssen; sondern nach dem Grundsatz „Semper tibi pendeat hamus, Quo minime reris gurgite piscis erit" griff er frisch an, soweit und wie es in seinen Kräften stand, d. h. mit Aufsätzen nicht blos an die leitenden Kreise, sondern auch mit agitatorischen Schriften für's Volk. Haben wir über, d. h. in seiner Art gegen den voreiligen Frieden von Utrecht nicht weniger als fünfzehn bis zwanzig größere und kleinere Schriften von Leibniz (s. Careil Band IV), so ist das völlige Schweigen in dem ganz analogen Fall des Ryßwicker Friedens rein unmöglich, und es wird unsre Aufgabe, jede derartige Schrift genau darauf anzusehn, ob sie nicht eine der sicherlich vorhandenen leibnizischen Flugschriften sei. Wir sind in diesem Fall mit den drei Schriften X, XI und XII, denen wir mit steigender Wahrscheinlichkeit Leibniz als Verfasser zuschreiben müssen (daher unsre nicht streng chronologische Stellung). — Gehen wir an den Nachweis zunächst für Nr. X. Daß der oben angegebene Grundgedanke völlig leibnizisch sei, ist nun bereits aus der allgemeinen Orientirung klar. Das Motto „pax est repudianda" — ist dem Sinn nach dasselbe, wie das zu Nr. I und III angeführte des Aufsatzes Paix d'Utrecht inexcusable: La paix est fort bonne de soi. J'en conviens; mais à quoi sert-elle Avec des enne-

mis sans foi? Iusque' à la sureté (c'est la loi) Il faut faire aux mechants une guerre immortelle!

Im einzelnen wird z. B. der Aufstand des Tököli in der (historisch freilich unrichtigen) leibnizischen Weise als bloße That des Ehrgeizes einiger Großen dargestellt. Straßburg wird, wie bei Leibniz, als „Hauptschlüssel" des Reichs bezeichnet. Von Frankreich heißt es wiederholt: Elle donne la loi en maître, wie bei Leibniz, z. B. Kl. V, 265 u. a.: parler en maître. Weiterhin: „Deutschland soll auch noch die Ruthe bezahlen, mit der es gegeißelt wird", was wir zu II als häufige leibnizische Wendung nachwiesen. Endlich „Frankreich will über Trümmer zur Universalmonarchie schreiten", wie Leibniz im Gedicht an Papst Alexander warnt: Nec tibi fata para magnis contraria fatis! oder in einem Gedicht an Frankreich von 1697: Aspice circa te fumantia moenia mundi, Et quos tu motus, sola quieta, facis. Nec te crede malis aliorum impune fruentem, Cuncta repensantes fallere posse Deos (Pertz 320).

Was nun nach diesen einzelnen Wendungen die Gedanken unsrer Schrift betrifft, so beginnt sie mit der Erklärung, daß die vorgeschlagene Ruhe allerdings das größte Gut wäre, das Frankreich der Christenheit schenken könnte, da es seither ganz allein an allen Wirren Schuld gewesen.

Ich verweise zur Vergleichung auf die zu Nro IV angeführten Stellen: „Da pacem populis"! „Si vous voulez donner le repos au monde" u. s. w. Gedichte eben aus unsrer Zeit 1697. Der Vorwurf aber, daß Frankreich der alleinige Ruhestörer sei, findet sich bei Leibniz unzähligemal wiederholt, so im Mars: „Es hat aller Orten Feuer zugetragen; es stand damals schon (30jähr. Krieg) und stehet noch jetzt bei Frankreich, dem christlichen Europa Frieden oder Krieg zu verschaffen; so rechnen die größten Eiferer demselben alles in der Christenheit bis auf diese Zeit vergossene Blut zu. — Ebenso sagt das Manifest von 1704: On ne se donne point de repos et on n'en laisse point aux autres — l'esprit remuant et chicaneur des Français — u. s. w.

Unsre Schrift fährt fort: Frankreich bezieht sich wieder auf den westfälischen Frieden; dieser Friede ist für dasselbe eine Quelle von Prätexten, um seine Usurpationen im Reich fortzusetzen (vgl. Sec.: „Solche Allianzen zu schmieden, gibts viel Prä-

text und Okkasiones, kein Prätext aber ist scheinbarer und universaler, als der praetextus a garantia instrumenti pacis genommen, vermittelst dessen sich Frankreich in alle Sachen des Reichs mischen kann" S. 236). Zuerst arbeitete es mit den Reunionen. Die Landgrafschaft Elsaß wurde für ganz Elsaß genommen, d. h. der Theil für das Ganze (vgl. Leibnizens Gedicht auf Ludwig von 1681/83: per synecdochen dependentiarum rapuit totum pro parte Pertz 288). Es setzte die Reunionen, diese herrlichen Tribunale, aus seinen Unterthanen zusammen, um souverän über Reichstheile zu beschließen, wo es Kläger und Richter in Einer Person war; und so man die ganze Weite des Lands, die es durch solche listige Griffe an sich gezogen, zusammenfassen wollte, würde man leichtlich eine ganze Provinz herausbringen können, welche so groß ist, als einer von denen Cirkuln des Reichs sein mag (vgl. Consultation von 1684 Kl. V, 249: La France a detaché de l' Empire depuis la paix de Nimouegue tant de places, de pays et d'états qu' ils pourraient composer un Cercle tout entier, s'erigeant elle-même en juge dans les tribunaux qu'elle établit — und V, 533: On mit au jeu les dependances et reunions, droits de nouvelle fabrique, on établit quelques fantomes de justice — on est juge en sa propre cause).

Uebergehend zu dem Krieg von 1688 sagt unsre Schrift über die Ansprüche der Prinzessin von Orleans: „Man will behaupten, daß diese Rechte wohl gegründet seien; allein wie will man solches beweisen? die Sache ist nie vor einem Tribunal vorgenommen worden, noch vor einigen Kommissaren und Schiedsleuten, indem Frankreich diesen Weg allezeit ausgeschlagen, ob sich wohl der Kurfürst, um ihm Satisfaktion zu geben, zu dem einen sowohl als andern verstanden. — Man zeigte freilich Frankreich, daß seine Prätensionen sowohl nach den Gesetzen und allgemeinen Gewohnheiten Deutschlands, als auch nach denen in der Pfalz insbesondre hergebrachten Gesetzen übel gegründet seien. Uebergab also diese Sache dem höchsten Gericht des Reichs, als welchem hierüber zu urteilen zukam. Frankreich aber schlug das Schiedsgericht des Papsts vor. Auch dem unterwarf sich der Kurfürst, obwohl zum Nachtheil

des Reichs und seiner selbst. Indeß schien diese Instanz unparteiisch. Frankreich rühmte sich auch noch mit dieser Mäßigung zu Rom und in Deutschland. Allein all das diente nur, seine Rüstungen zu verbergen; diese waren nicht sobald vollendet, als es Filippsburg nahm und die ganze Pfalz ausplünderte und verbrannte. Dieses ist es, wodurch Frankreich sein Recht an den Tag gelegt, durch eine ganz ungemeine und erschreckliche Ungerechtigkeit, davon man nicht leicht ein Exempel unter den barbarischen Nationen finden wird". (S. 40 ff.) Dieselbe Sache bespricht Leibniz in den Réflex. (Kl. V, 574. 575) also: „Le duc d'Orleans ne pouvant rien obtenir de l'Electeur, la voye de la justice prescite dans l'empire lui était ouverte. Mais au lieu de cela le roi son frère s' en mêle par des menaces continuelles, qui se sont enfin terminées à des voies de fait les plus violentes. L' empire aussi a raison dans cette occasion de ne se pas laisser depouiller du droit de juger d'une affaire de cette importance. Touchant ce qui est purement allodial, on sait, que suivant les usages d'Allemagne et suivant la raison cela appartient à l'état —" u. s. w.

Weiter bespricht unsre Schrift die militärische Seite der Sache sehr ausführlich. „Frankreich bietet zum Ersatz die Schleifung der diesseits des Rheins gelegenen Werke von Hüningen und Fort-Louis an; allein wer wird es hindern, wenn es zum Krieg kommt, da es die Werke jenseits besitzt, auch die diesseits wieder aufzubauen, die unter den Kanonen der ersteren liegen und wozu es Menschen, Schiffe und Alles nöthige sogleich bei der Hand hat? Läßt es sie aber auch ungebaut, wird dann das Land diesseits vor seinem Einfall sichrer sein? Wer wird es, wenn es zum Brechen kommt, hindern, allda eine Brücke zu bauen und darüber soviel Volk, als ihm beliebt, zu führen? Auch die Rückgabe von Filippsburg hilft nichts, wenn Straßburg in seinen Händen bleibt. Denn es bleibt damit Herr des Rheins und des ganzen linken Ufers, kann sich daher jederzeit plötzlich auf Filippsburg werfen und es wegnehmen, ehe man im Stand ist, mit Hülfe zu kommen. Ja es braucht diesen Platz nicht einmal, um in Schwaben und Franken einzu-

bringen, solang es Straßburg besitzt. Denn es kann alsdann längs des Rheins alles Zubehör zu einer Brücke führen (faire couler le long du Rhin tout l'attirail nécessaire pour un pont) und eine Armee so groß es will übersetzen. Bedenke man nur dabei auch, wie langsam das Reich bei seinen Beschlüssen der Hülfesendung ist. Umgekehrt kann man deutscherseits von Filippsburg aus, ja selbst wenn Landau zurückgegeben wird, dort nicht in Frankreich einbrechen; man stößt sogleich auf Berge, Wüsten, Hölzer, Flüsse und Moräste, die mächtig genug sind, eine ganze Armee in ihrem Marsch zu ruiniren. Kurz Straßburg und nur dieß ist von jeher als der Hauptschlüssel des Reichs betrachtet worden, dessen Besitz Frankreich in den Stand setzt, den ganzen Rhein zu schließen und die linksrheinischen Provinzen des Reichs zu beherrschen. Nimmt man die Fruchtbarkeit des Elsaßes dazu, das dem Besitzer alles Nöthige liefert, und erwägt man sonst die geografische Lage von Straßburg, so ist klar, daß man es als Centrum betrachten muß, wo Frankreichs ganze Macht zusammenlauft, um tief in die entferntesten Provinzen des Reichs einzubringen.

Dasselbe gilt von Luxemburg, der Festung und Provinz, die Frankreich gleichfalls behalten will, was zum größten Schaden des Reichs wäre, was Trier, Bonn, Köln und Jülich dem ersten Anfall des Feinds preisgeben hieße“. — Vergleichen wir, was Leibniz über dieselbe Frage sagt. Kl. V, 257 heißt es in der Consultation von 1684: „Mit dem Fall der Niederlande wäre auch der Rhein verloren, das aber zöge die Unterwerfung eines großen Theils von Deutschland nach sich: Mit dem Oberrhein sind auch Schwaben und Franken preisgegeben. Die von der Gefahr Entfernten dürfen sich ja nicht mit der Distanz der Orte schmeicheln“. Noch deutlicher in Sachen des Utrechter Friedens, wo es sich direkt eben um Straßburg handelte (Careil IV, 91 ff): Le roi, heißt es in den Friedensvorschlägen, consent aussi qu' on forme une barrière sure et convenable pour l'empire. Mais on voit bien, que cela ne se peut sans qu' on rend Strassbourg et l'Alsace à l'empire et sans que les Français soient assez éloignés du Rhin, de la Moselle et de la Saare. Autrement le Rhin est bien une barrière sure et con-

venable pour la France, et les Allemands auront bien de la peine à passer du côté du Haut-Rhin comme on ne l'éprouve que trop maintenant. La France peut fondre quand bon lui semble sur le Palatinat et sur tous les pays des quatres Electeurs du Rhin et des autres princes, qui ont leurs terres de ce côté du fleuve. On peut dire, que sans [1]) la restitution de l'Alsace et des autres terres de l'Empire du côté gauche du Rhin, le cercle électoral, le Rhin superieur et même celui de Franconie seront toujours exposés. Et si la France demeure maître de Strassbourg et d'autres fortresses bâties dans ces pays-là, soit qu'elle garde ou ne garde pas Kehl ou quelques autres forts sur le rivage droit du Rhin, ces cercles pourront être ruinés avant qu' on les puisse secourir. Car il sera trés-aisé à un très-puissant roi toujours armé, qui est le maître de l'Alsace, de Strassbourg, de Huningue et d'autres fortresses de ce côté-là, de mettre ensemble, en moins de rien, une armée avec tout son attirail de passer le Rhin quand bon lui semble et de surprendre un corps composé de quantité d'Etats, qu' il n'est point aisé de remuer. Et Landau qu' on laisse à l'Empire, n'est pas une place, qui puisse garantir de l'invasion les 4 Electorats ou le cercle de Suabe".

Außer der durchgeführten Gleichheit der strategischen Anschauungen haben wir hier wiederholt die deutlichsten Anklänge bis auf's Wort.

Unsre Schrift erklärt nun weiter, zunächst mit Beziehung auf Holland und Spanien: „Es ist bekannt, daß Frankreich ihm durch seine Wiederversöhnung, ja durch seine Allianzen mehr Schaden gethan hat, als selbst durch den Krieg — die vereinigten Staaten haben sich gleichfalls nicht wenig zu fürchten wegen Frankreichs schlechter Satisfactionen, sie wissen, daß Frankreichs listige Griffe nicht weniger im Frieden zu fürchten, als seine Waffen im Krieg; sie haben das selbst mit äußerster Gefahr erfahren". Hiezu vgl. man, was der Mars S. 38 sagt: „Die Holländer, die Spanier und alle,

1) Sans bei Carell, offenbar durch Druckfehler, ausgelassen.

so zu Nimwegen mit Frankreich friedliche Handlungen gepflogen, werden jetzt und künftig ihre Leichtgläubigkeit büßen müssen, und solches um so billiger, als man Ursach gehabt zu betrachten, daß die Franzosen gegen das Reich und gegen Holland feindlicher zu Friedens- als zu Kriegszeiten zu handeln pflegten“. Ebenso beginnt ein l. Gedicht gegen den Frieden von Rastatt also: „Gallia plus pacis specie, quam Marte peregit. Risvici Hispanum subdidit ille sibi —“ Pertz 346.

Unsre Schrift schließt mit der Erklärung: Jedermann wünscht Frieden, aber nur einen wahren und dauerhaften, der Frankreich an späteren Einbrüchen verhindern kann. Damit dieser jetzige also beschlossen sein möge, ist es nöthig, daß die alten Grenzen wieder festgesetzt werden, damit wenn Frankreich Lust hat zu brechen, es überall solche Vormauern (Barrières) finde, welche die Macht seiner Waffen aufhalten können. Dieß ist die einzige Sicherheit. Denn wenn es dabei soviel zu wagen hat, als die Angegriffenen, so ist gewiß, daß es sich mehr zurückhalten wird. Das einzige Mittel, um ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Nationen herzustellen, ist, alles Geraubte, insonderheit also Straßburg und Luxemburg zurückzugeben und das deutsche Reich vor ferneren Einfällen sicher zu stellen“. — Wir haben hier ganz die obige aus Careil citirte Ausführung Leibnizens über die „barrière sure et convenante“, welche allein in der Rückgabe von Straßburg u. s. w. bestehen könne [1]). Der letzte Satz aber findet sich ebenso in den Refl., wo es heißt: Il est manifeste qu'il n'y aura jamais une bonne intelligence entre l'empire et la France, si elle ne quitte les entreprises si insupportables. Car il s'en faut beaucoup que cette cession, comme dit le Manifeste, assurerait le repos de la chrétienté“. Kl. V, 561.

Man wird zugeben, daß sich immerhin eine recht beachtenswerthe Anzahl von Momenten für Leibniz in dieser kurzen Schrift

1) Verglichen kann auch werden der Satz der fabula moralis: L'ennemi vous en dort; c'est fait mal à propos, sans l'avoir affaibli d'attendre le repos. Dutens V, 625.



findet. Hoffen wir, daß eine baldige sorgfältigere Ausgabe, als Careil sie liefert, auch hierüber genaueres Licht verbreitet.

XI.

(Nro. 12 unsrer Sammlung, 40 Seiten deutsch.)

Reflexionen eines getreuen Patrioten über die von der Kron Frankreich offerirte Aequivalentien vor die feste Städte Straßburg und Luxemburg; worinne aus dem wahren Intresse der römisch-kaiserl. Majestät und des röm. Reichs, auch dero hoher Alliirten angewiesen wird, daß nichts in der Welt sei, so den Verlust dieser beiden Schlüssel des römischen Reichs, wenn sie verloren oder weggegeben worden, kompensiren könne. Gedruckt im 1696. Jahr.

Diese Schrift hat, wie man schon aus dem Titel sieht, ganz dasselbe zum Gegenstand, wie die vorige Nr. X, nur daß sie neben der strategischen Seite der Frage auch die rechtliche genau ausführt und damit zu jener eine Ergänzung bildet. Auch im einzelnen, namentlich in der gemeinsamen Ausführung des Militärischen, treffen beide so stark zusammen, daß die Vermuthung des gemeinsamen Verfassers sogleich viel für sich hat. (Unser Verfasser von XI zitirt das vom vorigen stammende Büchlein „Le Salut de l'Europe“ als bekannt.) Und zwar, um was es sich uns handelt, sind bei XI die Anzeichen der leibnizischen Abfassung bereits viel stärker und sichrer, als vorhin bei X[1]). Schon der Titel, namentlich der Absatz „daß nichts in der Welt sei“ u. s. w. ist nichts als eine Ausführung der oben schon angeführten leibnizischen Klagen an Ludolf: Dici non potest, quantum me nuntius amittendi in perpetuum Argentorati affecerit. Vereor ut haec alibi secunda accepto maximo per pacem iniquissimam vulneri medeantur. — Sed haec alibi prospera non sanant gravissimum vulnus, quod Germania Argentorato deserto accepit“.

Suchen wir den Nachweis im Einzelnen aus unsrer Schrift zu führen. Sie beginnt: „Daß Frankreich auf Abtretung dieser,

---

1) Das Vorhandensein zweier, ziemlich ähnlicher Schriften von L. über dieselbe Frage kann dem nicht auffällig sein, der die, Utrecht betreffende, den gleichen Charakter noch stärker tragende Leibnizliteratur kennt.

ihrer Fertilität und Lage nach konsiderablen Städte und Provinzen (cfr. Nr. X) so dringend besteht, beweist, daß es nach dem alten Princip dieser Krone vor und in dem Frieden einen neuen Krieg meditiren und den bevorstehenden Frieden dergestalt einzurichten gedenkt, daß sie in und mit demselben ihre Grenzen ferner extendiren und dero prätendirte Universalmonarchie desto sichrer befestigen möge. Denn so hat es Frankreich mit allen, seit vielen Jahren gemachten Frieden gehalten und keinen einzigen länger bewahrt, als sein Intresse es erlaubte“. Es sind dieß völlig die Gedanken, welche schon das Motto der vorigen Schrift „pax est repudianda“ ausspricht, und die sich auch sonst in derselben finden, vgl. „Frankreich ist in Friedenszeiten mehr zu fürchten als im Krieg“, wozu wir verschiedene leibnizische Parallelen gaben. Die durchgängige Vertragsbrüchigkeit wird Frankreich ebenfalls wiederholt von Leibniz vorgeworfen, so am Schluß des Manifests von 1688 gegen den „infractor pactorum“, noch deutlicher, wie oben, in den Refl., wenn es (Kl. V, 528 unten) heißt: „L'on ne saurait nommer aucun traité que la France n'ait violé hautement depuis quelque temps. Mais puisque c'est son métier, on ne s'en étonne plus. Il faut que chaque chose agisse suivant sa nature et ses principes“.

Unsere Schrift fährt fort: „Es hat diese Art bei dem Nimwegischen Frieden gezeigt mit seinen Dependenzen, Appertinenzen, Reunionen und anderen dergleichen fatalen Namen, in den souveränen Kammern zu Metz, Breisach und sonst, eodem accusatore seu actore, teste et judice, wo Frankreich mehr Provinzen verschlungen, als es mit Kraft seiner Waffen je hätte acquiriren können“. Es ist dieß ganz die Schilderung der vorigen Schrift „erection des Conseils souverains, des illustres tribunaux, où elle se mit juger souverainement — devenu juge et parti, jugeait et executait“. Zum letzten Satz vergl. man noch einmal den leibnizischen Vers: „Gallia plus pacis specie quam Marte peregit“; und in der Consultation von 1684: Elle se saisit de plus de places en temps de paix, qu' elle ne pourrait occuper dans une guerre avantageuse — et s'erige en juge de ses differens avec ses voisins. Klopp V, 264.

„Am stärksten, sagt unsere Schrift weiter, ist aber die Wegnahme von Straßburg (und Luxemburg). Hier hat Ludwig mitten im Frieden und sine colore juris vollzogen, was alle seine Vorfahren lang genug meditirt, aber mit aller Gewalt und List niemals entreprenirt, noch weniger vermocht haben. Ein solcher Friedensbruch ist weder bei Türken, noch Barbaren erhört. Und deß ungeachtet will man die Welt überreden, es sei Frieden“. Man vergl., wie das Gedicht auf Straßburgs Tod (das wir oben bei Nr. V deßwegen anzuführen hatten) ebenso darauf hinweist, daß schon Ludwigs Vorgänger längst, aber vergeblich darnach getrachtet, Straßburg zu gewinnen. Die mehr als türkische Gemeinheit einer solchen That geißeln in gleicher Weise die Reflexionen an verschiedenen Orten und heben wie unsere Schrift hervor, daß bei den Reunionen doch noch, „quelque imaginaires qu' elles soient en matière de droit, toujours des droits de nom et d'apparence“ gewesen, während Straßburgs Raub sans titre et sans alleguer même aucune apparence de droit stattgefunden (Klopp V, 530). Der Mars aber sagt (S. 41): „Sie bestehen darauf, daß die Einnehmung der Stadt Straßburg vor einen gewaltsamen, ja mehr als türkischen und solchen Staatsstreich gelten dürfte, welcher alle diejenigen, so je ein christlicher Fürst praktiziren mögen, übertreffe. Es sei dieser Streich zeitwährenden Friedens ohne einigen Schatten von einem Vorwand geschehen“.

Luxemburg betreffend, fährt unsere Schrift fort: „Frankreich erklärte einfach, es müsse Luxemburg haben und könne dieser Provinz und Festung nicht ermangeln, wenn es nicht alles dessen ermangeln sollte, was es seither in Krieg und Frieden gewonnen“. Ganz ebenso sagen die Reflexionen (Klopp V, 530): On ne pouvait pas se passer, disait-on, de Strassburg et Luxemburg; le roi en avait besoin pour la sureté de son royaume, c'est à dire, que pour mieux maintenir ce qu' on avait enlevé à l'Empire il fallait lui enlever d' avantage. Belle raison!“ — „Jetzt werden uns, erklärt unsere Schrift, Aequivalente angeboten, aber hüte man sich ja, darauf einzugehen. Es ist wohl unerhört, wenn ein Straßenräuber einem entwaffnet reisenden Mann seine Kleinodien, sei-

nen Rock und Mantel nehmen und den Mantel zum Aequivalent anbieten, die Kleinodien aber für sich behalten wollte. Denn es wird uns in der That offerirt ein Dorf gegen eine Stadt, ein Nichts gegen Alles; Ein Raub soll den Anderen bezahlen. Man muß zwar von Königen mit der allerhöchsten und devotesten Veneration reden, sie sind aber dennoch so gerecht, daß sie die Wahrheit leiden wollen". Hierzu vergleiche man, wie die obige Stelle der Reflexionen (Kl. V, 530) gleichfalls davon redet, daß bei Straßburg nur das jus praedonis gewesen, le droit de bienseance, la dernière raison des usurpateurs. C'est ainsi que d'une absurdité il en naissent plusieurs et une injustice en attire une infinité d'autres. L'appetit vient en mangeant. Im gleichen Ton redet die Consultation von 1684, die auch wiederholt meint, es sei Pflicht Aller, einem von einem Straßenräuber Angefallenen beizustehen. Dagegen ist, entsprechend der obigen Wendung, zu beachten, daß Leibniz auch sonst entschieden darauf ausgeht, womöglich die Person des Königs zu schonen und mit „Veneration" von ihm zu reden. Die scharfen Reflexionen von 1688 suchen die Sache immer so darzustellen, als ob Ludwig persönlich die geringste Schuld habe und nur durch böse Rathgeber zu seinem Thun getrieben worden wäre. Ganz so sagt der Mars, freilich satyrisch, „das Schärffste unter den Vorwürfen Anderer sei durch die Verehrung, welche man hohen Häuptern schuldig, zurückgehalten worden".

Weiterhin heißt es in unserer Schrift: „Die größte Unklugheit wäre es, wenn Einer, der den Schlüssel zu einer Festung hat, denselben weggibt und statt des eisernen einen fremden güldenen oder mit Diamanten besetzten dafür annehmen wollte, weil er damit seine Festung weder auf- noch zumachen kann. Wer den Schlüssel zu seinem Haus seinem Nachbarn, seinem Feind, seinem formidabeln Feind, einem Feind, der eine ewige Ambition und Jalusie gegen das römische Reich unterhält und nimmermehr quittiren wird, überlassen muß, der kann gewiß nicht ruhig darin schlafen — der Schlüssel eines Hauses, das man behalten will, inmaßen ja das römische Reich nicht feil sein wird, ist inästimabel, wenn gleich auch lauter florentinische Diamanten oder ägyptische Perlen darauf geboten würden".

Neben der ganzen Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Sprache in dieser Ausführung, was wir als Vorzug der leibnizischen deutschen Schriften kennen, verweisen wir auf die wiederholten, freilich in etwas andrer Wendung gebrauchten leibnizischen Ausdrücke von Gold und Silber (auch Weibsvolk) als den besten Schlüsseln, die ohne Petarde die Thore öffnen (und in den fraglichen Schriften V und VII: güldene und silberne Petarden, französische Pistoletten, welche die Thore öffnen, miniren mit güldenen Louis'en u. s. w.). Die Sec. hat den eigenen Ausdruck: Wenn der Münch, so das Büchsenpulver erfunden, dieß so kräftig schädliche Sekret gegen eine mit Diamanten versetzte Kutte dem König von Frankreich allein eröffnet hätte, so wäre es diesem leicht gewesen, zu einer Universalmonarchie zu gelangen. — Doch sind solche Anklänge natürlich sehr indirekt und nicht viel beweisend. Unsre Schrift geht weiter: „Frankreich hat keinen Grund, für sich etwas zur Sicherung zurückzubehalten; diese Festungen sind, wenn es nur selbst Friede halten will, ihm gar nichts nütz. Denn es sich vom römischen Reich wohl keines feindlichen Angriffs besorgen darf, dazu dieß weder Intresse, noch Intension, noch Kräfte hat. So wären diese französischen Aequivalentspropositionen nur Meditationen eines neuen Kriegs (vgl. die identischen Ausführungen der vorigen Schrift sammt den dortigen leibnizischen Parallelen.) Es ist aber für das Reich auch moralisch unmöglich, in diese Abtretung zu willigen. Denn es ist nicht dafür zu halten, daß ein Stand im Reich sein werde, der sonst nicht ein ewiges Rassentiment behielte und auf alle Posterität, solange noch eine sein wird, fortpflanzte. Man lässet den bei Friedenstraktaten sonst gewöhnlichen Artikel de amnestia an seinen Ort gestellt sein. Ich zweifle aber, ob ein alter deutscher Patriot kapabel gewesen wäre, all den Schimpf, der seinem Vaterland widerfahren, durch die Vergessenheit zu aboliren“. Wir hatten schon oben (bei X und namentlich bei IV) Anlaß, die leibnizische wiederholte Hinweisung auf den ohne die Rückgabe des Geraubten entstehenden ewigen Völkerhaß anzuführen, die am bündigsten in dem Vers des Alexandergedichts enthalten: „Aeternasque duos populos damnabis ad iras, Posteritasque odii perpetis haeres erit“. Die Amnestie betreffend sagen die Refl. (auf Fürstenberg bezüglich): „Zwar

macht ihn die Amnestie von der Strafe frei, aber darum haben wir doch noch lange nicht aus dem Strom der Lethe getrunken, daß wir den Feind des Vaterlands mit Ehren belohnten“. Ebenso weist die Strafrede (I) darauf hin, daß die Amnestie die Verräther nichts helfen werde: „Verlasset ihr Euch etwa auf die Amnestiam generalem, welche bei denen Friedensschlüssen gemeiniglich unter den ersten Punkten zu finden ist? So befreiet Euch zwar solche a vindicta publica“ — Privatim aber werde sie doch Haß und Verachtung zur Genüge treffen und strafen. — „Weiterhin, sagt unsre Schrift, sind die termini propositionis pacis obskur, kontradiktorisch und nach der alten Maxime dergestalt beschaffen, daß sie die Interpretation nach Gelegenheit der Konjunktur und der Kräfte admittiren können. Zwar scheint es, als wenn Straßburg allein prätendirt würde. Daß aber der Kron Frankreich Absicht auf das ganze Elsaß gerichtet stehe, ist nicht allein ab effectu gewiß, weil diese Krone, wenn sie Straßburg hat, Meister ist des ganzen Elsaßes und aller Orten, die es schon vor Straßburg genommen, welches ex beneficio Polyfemi das letzte gewesen (vgl. diesen Ausdruck wiederholt bei Leibniz). Alle Worte Frankreichs, Propositionen und Sinzerationen reden nur von Straßburg; es ist aber ein viel größerer Ambitus und Complexus in recessu und in der Intention. Wer also nicht sähe, was Frankreich per indirectum prätendire, der würde in seiner Vernunft sehr unglücklich sein. Anjetzo ist diese politische Krone wohl so vorsichtig und wird das ganze Elsaß conceptis verbis nicht in Anspruch nehmen, weil sie dadurch das römische Reich zu sehr irritiren würde. Sie wird sich vielmehr solcher generalen und zweifelhaften Redensarten bedienen, die sie nach ihrer Convenienz extendiren, auslegen, erläutern kann und zu seiner Zeit mit Gewalt der Waffen durchdringen. Es ist also alle Kunst und Vorsichtigkeit anzuwenden, solche termini auszufinden, welche das römische Reich bei künftigen Konjunkturen außer Cavillation und Gefahr stellen könnten“. Hiezu vergleiche man den Mars S. 44: „Es würde ganz Deutsch- auch Nieder- und Welschland in der allgemeinen Anforderung des Reichs Caroli M. sich eingewickelt finden, wenn man dasselbe heut zu Tag wieder sollte aufsuchen. Nichts desto minder arg-

wöhnten Einige, daß der allerchristlichste König seine weitschweifig und ungeheuren Anforderungen wohl begreife, wenn er sich gegen das Reich erbiete, vor beschehene gütliche Ueberlassung und Abtretung des bisher Erworbenen eine ewig-kräftige Verzicht auf alle übrige seine Rechte und Anforderungen zu thun, die er doch nicht benamset, sondern klüglich verschweiget, nicht ohnzeitig ermessend, daß man allezeit besser von unbekannten Dingen muthmaße, da hergegen die offenbarten Heimlichkeiten öfter ein Gelächter verursachen“. Noch viel schlagender ist aber die Parallele aus „Paix d'Utrecht inexcusable“ (Careil IV, 90): „On voudra peut-être encore, que ce qu' on dit ici du Rhin doit passer pour une inexactitude d'expression. Mais est-elle permise dans une matière de cette importance? Et les Français qui ne font point scrupule de donner des interpretations forcées aux paroles qui leur sont contraires et qu' ils voudraient tourner à leur advantage, n'abuserai-ent- ils pas du sens naturel des termes, quand ils favorisent leurs usurpations? — A-t-on jamais vu des manières de s'expliquer plus abusives? — Les plénipotentiaires de France n' avaient point répondu aux demandes spécifiques de l'Empereur fuyant les negotiations par écrit, sans lesquelles pourtant les plénipotentiaires allemands ne jugeaient point sûr pour eux ni conforme à leurs instructions, de traiter avec les ministres d' une couronne dont on avait éprouvé tant de fois les manières d'agir obliques et équivoques, les contradictions, les interprétations élusoires de ce dont on était convenu“.

Unsere Schrift führt nun weiter die strategische Seite der Sache aus. Straßburgs Besitz ist für Frankreich sehr werthvoll; es kann daselbst trotz Filippsburg und Freiburg 50—60,000 Mann unterhalten und jederzeit den fränkischen und schwäbischen Kreis invadiren und übern Haufen werfen. Denn Filippsburg und Freiburg kommen als Rheinübergänge gegen Straßburg gar nicht in Betracht. „Es müßten diejenigen die Landkarten übel verstehen, welche die ersteren gegen das letztere vorziehen wollten. Von hier aus als einem place d' armes kann man den Rhein alle Augenblick passiren, da hingegen Filippsburg stündlich abgeschnitten werden

kann; Freiburg aber hat so viel Gebirg, Abschnitt und hohle Gräben vor sich, daß man von selbigen Orten keine sonderbare Gefahr besorgen darf“. Die vollkommene Aehnlichkeit der Anschauung hier (trotz der Verlegung des Gesichtspunkts) mit der der vorigen Schrift X und den dortigen leibnizischen Parallelen (S. 122 ff.) springt sogleich in die Augen. „Dieß Unglück, fährt unsere Schrift fort, das wir oben nur als sehr möglichen und wahrscheinlichen effectus für künftig dargestellt, im Fall Frankreich Straßburg behält, wäre wohl bereits schon früher eingetreten, wenn nicht der allerhöchste, der den Wellen des Meers ihr Ziel und den Königreichen ihren periodum setzt (— ein häufiger Gedanke und Ausdruck bei Leibniz —) in's Mittel getreten wäre und im Jahr 1684 das zwar an und für sich unglückselige, aber bei damaliger Conjunktur (dergleichen wohl in seculis nicht zu finden) glückliche, sonsten in pace unerhörte Armistitium gegeben, nachher aber die große Allianz zusammengebunden hätte, welche die Ambition Frankreichs, da sie gerade auf dem höchsten Gipfel war, cunctando und nunmehr repellendo gebrochen hätte“.

Schon bei Nro. IV („verkehrtes Glückspiel“) haben wir die Stelle der Réfl. über die Sinnlosigkeit des armistitium im Frieden beigebracht (S. 66), welche hier zu vergleichen ist. Auch sonst aber ist das oben Gesagte genau die Anschauung der, auf jene Zeit von 1684 bezüglichen, ein Accommodement mit Frankreich empfehlenden Consultation: „Le danger, beginnt dieselbe Kl. V, 260, d'une ruine entière et sans ressource n'a jamais été plus grande que dans ce moment, où nous sommes, il faut envisager cette deliberation comme la plus importante de laquelle depend la vie ou la mort. — A-t-on jamais vu une constellation plus funeste? L'orage terrible des presentes conjonctures — L'état où nous sommes maintenaut comme sur les bords du precipice — Dans une conjoncture si dangereuse — Mais il faut que nous nous accommodions à la saison, — Il est difficile à un coeur noble de flechir sous l'iniquité du temps et de souffrir des outrages et des violences — Mais enfin il faut écouter la voix de Dieu et de la conscience. Reservons nous à une meilleure occasion et attendons une meil-

leure saison. Il me semble que les affaires prennent ce cours. Il y a aussi une espèce de marée (Ebbe und Fluth) ici et les biens aussi bien que les maux ont coutume de s'entresuivre, surtout quand le hazard passe d'une extremité à l'autre. Reservons nous encore une fois. Il faut se baisser un peu et se mettre à couvert pour laisser passer l'orage. Suivons la maxime des Polonnais, qui disent, qu' un homme qui fuit àpropos, combattra derechef. Rome rendit grace à Varron après la defaite de Cannes pour n'avoir pas desespéré" (cfr. oben cunctando — Fabius Cunktator und Hannibal!). Es läßt sich in diesem Abschnitt die Identität des Verfassers kaum ableugnen. (Denn die frühere Consultation wurde nicht herausgegeben.) Man beachte außer den allgemeinen Gedanken nur „die Conjunktur, wie sie in seculis nicht zu finden", dann namentlich den Satz von den Wellen des Meeres und dem periodus der Reiche, was die Sprache der Consultation ganz beherrscht (orage, saison, marée, hazard, Wechsel von Glück und Unglück).

Unsre Schrift geht weiter: „Was die Vorschläge Frankreichs wegen Rückgabe der Pfalz, Restituirung von Filippsburg und Freiburg, Demolirung und Rückgabe von Trarbach und Montroyal unter der Bedingung des Nichtwiederaufbaus betrifft, so ist zunächst gegen das Letztre zu sagen, daß es mit dem römischen Reich noch nicht soweit gekommen, daß es ihm von der Krone Frankreich Leges vorschreiben lassen und sie annehmen müßte, wie es seine Grenzen befestigen oder vielmehr sie abandonniren solle, daß es sich vorschreiben lassen müßte, was es für Festungen auf seinem Grund und Boden bauen und wie es seine Grenzen befestigen dürfe, zumal gegen einen so unruhigen Nachbar. Wenn Frankreich sich bei der Rückgabe auf die großen Kosten beruft, welche ihm die Befestigungen gemacht haben, so macht das nichts, sondern Frankreich hat es sich selbst zu imputiren, daß es so kostbare Werke nicht allein in alieno fundo, nicht allein mala fide, si jura privata consideramus, sondern auch animo nocendi angelegt".

Hiermit ist zu vergleichen, was die vorige Schrift S. 16 sagt: Elle a employé des sommes immenses pour fortifier

cette place et elle veut qu' elle soit démolie pour ne plus donner d'inquietude à l'Empire. Mais puisque la France se picque ici de moderation, il y aurait deux questions à lui faire sur ce chapitre: La première, par quel droit elle a fait bâtir cette place sur le fond de l'Empire et cela non seulement sans la permission du Chef et des états qui le composent; la seconde, à quelle fin elle l'a fait bâtir; n'est-ce pas pour s'assujetir par-là les Electorats de — — pour nuir à l'Empire. Also Rückgabe im befestigten Stand, c'est le seul sûr garant d'un meilleur voisinage à l'avenir. Entschädigung zu verlangen ist somit nicht blos ungerecht, sondern selbst lächerlich, c'est faire payer les verges dont elle l'a fouété. Die Rückgabe von Montroyal und Trarbach betreffend unter der Bedingung, qu' il ne puisse jamais être restitué c'est proprement donner les lois en maîtresse et jeter l'empire dans une servitude également honteuse et préjudiciable“. Man wird zugeben, daß auch diese Anklänge sehr stark sind und für unsere Vermuthung sprechen, X und XI stammen aus Einer Feder. Von Leibniz selbst sind die Reflexionen zu vergleichen: Quelle iniquité! La France se donne le droit de prendre des places importantes en pleine paix ou de les demanteler, de faire même des ponts sur le Rhin et de bâtir des forts de notre côté, et il ne sera pas permis à nous de songer seulement à notre sureté et d'en parler entre nous? Grace à Dieu, nous ne sommes pas encore si réduits à n'entre-tenir des trouppes qu' avec sa permission, et nous ne sommes pas obligés de lui rendre compte de nos actions domestiques — Il faut bien, qu' elle veuiele que tous les princes ne soient pris que pour de petits garçons et qu' elle soit reconnue pour arbitre et tuteur générale de la Chrétienté! Klopp V, 553 f.

„Zwar erbietet sich Frankreich, fährt unsere Schrift fort, unter diesen Bedingungen das ottomannische Interesse und Bündniß zu abandonniren und mit Oesterreich und dem Reich eine ewige, unzertrennliche Freundschaft zu unterhalten, zu versichern und zu verewigen. Risum teneatis amici! Gleich als ob der eingewurzelte Haß gegen das Haus Oestreich unbekannt!

Die alte, in Frankreich beinahe kanonisirte Maxime ist unvergessen, das Haus Oestreich durch die Ottomannischen Waffen einzuhalten. Wie viel edles Christenblut, das dieser allerchristl. König durch die Ungläubigen auszapfen lassen, schreiet um Rache gegen den allerchristlichsten König! Wie viel Millionen unchristlicher Seelen hätten zu der christlichen Kirche gezogen und derselben einverleibt werden möge, hätte es nicht der allerchristlichste König verhindert. Es ist keine Aenderung zu hoffen und derjenige sehr einfältig, der sich damit flattiren läßt; denn es findet sich auch über dieß Faktum, wenn es versprochen wird, keine Garantie.

Endlich hat das durchlauchteste Erzhaus Oestreich auch dieß nicht nöthig, welches unter seiner eigenen und des römischen Reiches Macht durch Gottes gnädigen und öfters erwiesenen mirakulösen Beistand die eigene und alliirte oder französische Kraft des ottomannischen Reichs gebrochen und evertirt hat, und ob Gott will, endlich evertiren und ausrotten wird“.

Vergleichen wir mit Leibniz. Die Lächerlichkeit der französischen Friedenserbietungen um den Preis, daß man ihm seinen Raub lasse, geißeln ebenso die Reflexionen: „Das französische Manifest sagt: cette cession assurerait le repos de la chrétienté, ferait cesser tout sujet de mesintelligence entre l'empire et la France et établirait une bonne union et concorde entre tous les princes et états chrétiens. — Il s'en faut, entgegnet L., pourtant beaucoup. Est-il necéssaire pour cela, que nous cédions tout à la France et qu' elle ne nous accorde rien? (zwei Seiten später): Cependant on ne saurait s'empêcher de rire quand on entend les Français vanter le desir d'une paix stable et se plaindre de notre peu d'inclination pour un si grand bien (es ist wie Reinekes Hühnerpredigt) — Maintenant si la France se veut mettre sur le pied turc et plus que turc, l' on pourrait presque dire avec raison, qu' il est juste qu' on la considère comme notre ennemi juré, et qu'on ne fasse plus de paix perpetuelle avec elle, puisque aussi bien il est inutile et presque ridicule d'en faire“.

Zur obigen Klage über die Türkenunterstützung vergl. Mars

S. 45. 46: „Alles in der Christenheit angestellte Uebel, so viel vergossenes unschuldiges Blut, ausgepreßte Wittwen- und Waisenthränen, so durch die Wolken dringen und Gott, den großen Gott, zur Rache bewegen werden. — Noch ärger aber war es zu der Zeit, da der Türk die Christenheit überfallen und in die 200,000 Mann entweder jämmerlich niedergesäbelt oder in herzbrechende Knechtschaft weggeführt. Dieses schreiet um Rache zum Himmel wider diejenigen, welche aufgewiegelt und mit Geld, Waffen und Rath damals die ungarischen Rebellen unterstützt. Man solle sich aber, sagen sie, nicht einbilden, daß die Urheber einige Reue würden spüren lassen. Hätte es dem König gefallen, in einer der Christenheit so gefähr- und beschwerlichen Zeit seine Großmuth zu zeigen, so würde er einen Grund zu einem beständigen Frieden, dessen Autor und Arbiter er gewesen wäre, gelegt und endlich sogar Gelegenheit bekommen haben, einen unvergleichlich rühmlicheren Zug wider die Barbaren zu thun. Aber so würde es eine unleidliche Thorheit sein, sich auf sein Wort zu verlassen und einen guten Frieden zu hoffen“.

Was endlich den dritten obigen Satz, das fromme Vertrauen betrifft, daß Oesterreich mit Deutschland beide Feinde niederwerfen werde, so ist darin der Anklang an den Schluß des Manifests von 1688 nicht zu verkennen. Da aber dieß herausgegeben wurde, so liegt natürlich in dem Anklang, so stark er ist, noch keine eigentliche Beweiskraft für Leibniz.

„Aber, sagt unsere Schrift weiter, die französischen Minister wollen ihre propositiones bei den Deutschen, die sie nach ihrem impertinent satyrischen Sprüchwort konsidiren pour les Allemans (cfr. Strafrede), adduciren und Gründe beibringen. Namentlich sagen sie, daß Straßburg sich freiwillig ergeben und jetzt glückseliger sei als vorher. Allein man weiß, wie sie mit Heeresmacht das Compelle gebraucht (— diese satyrisch-theologischen Wendungen oft bei Leibniz z. B. im Mars, dann in der Schrift Nr. VII: er hat das benedicite bei der Bischofswahl gesprochen —). Und was gehet für's andere die Glückseligkeit von Straßburg das Reich an, welches das Seinige vindiziret? Wer hat die Krone Frankreich zum Vormund bestellt (cfr. oben in den Réflexions: tuteur de la Chrétienté), um die Stadt Straßburg

glückselig zu machen, welche Vormundschaft allzukostbar ist? Es ist aber das Suppositum der gerühmten Glückseligkeit unrichtig, wenn auch nur bedacht wird der Verlust der Libertät in Religions- und Profansachen, der den Deutschen unerträglich ist; der französischen Nation mißgönnt man die Sklaverei nicht, darin sie geboren und erzogen und daran sie gewöhnt“. Hiefür vergleiche man außer vielen Stellen der Reflexionen, die von dem Freiheitsverlust Straßburgs reden, namentlich das bei Nr. V schon citirte deutsche Gedicht „du, der Gast ist Brast“: „die Freiheit ist dahin; ist das nicht lauter Brast?“ — u. s. w. Namentlich hält auch das Manifest von 1704 den Spaniern durchgängig vor, wie sie mit der französischen Herrschaft ihre weltliche und kirchliche Freiheit dahin gäben, die in Frankreich gar nicht gekannt werde, beim König sowenig als beim Volk.

Als Anhang unserer Schrift findet sich nun (neben zwei anderen Stücken) ein „judicium de periodo et revolutione regnorum“, anschließend an den vorher geäußerten Wunsch, daß die höchste Potenz den Periodum der prätendirten französischen Monarchie schließen möge, ita fiat, ita fiat! Es ist mir nun nicht ganz klar, ob dieß, zehn Zeilen große lateinische Stück vom Verfasser unserer Flugschrift selbst herrührt, oder woher es sonst genommen (ich überlasse das den Filologen; vielleicht, daß es aus Seneka oder sonst einem Römer ist). Jedenfalls aber acceptirt der Verfasser seine Gedanken. Und diese sind nun wiederum solche, welche wir, wie oben schon einmal erwähnt, wiederholt bei Leibniz finden. Es lautet: „Sunt certa temporum momenta quaedam tum omnibus, tum maxime tyrannicis imperiis divinitus statuta, quae si necdum appetierint, frustra tentare videmus heroicos principes quidquid — contra — suscipiunt. Sin absoluto cursu quasique periodo sua fatales metas coelitus praefixas attigerint, tum ipsa mole sua nutant, tum hostis etiam debilis impulsu corruunt, ut universus orbis prodigiosam mutationem non a viribus humanis, sed ab inexpectabili et praepotente Numine, mirifica res mortalium gubernante providentia profectum agnoscat“. Es erinnern uns diese Worte schlagend an das Motto der Schrift Nr. VII (vergl. dasselbe oben S. 82). Ebenso hatten wir bei Nr. IV („Gründe, welche Frankreich zur Rückgabe bestim-

men können") in ähnlichem Zusammenhang den Satz „Große Gebäude stürzen in sich selbst zusammen (oben: tum ipsa sua mole nutant). Bei diesen Anlässen führten wir die verschiedenen Parallelen aus Leibniz an, dem dieß ein sehr vertrauter Gedanke ist, wie ja überhaupt die harmonisirende Providenz seinen theologischen Grundbegriff bildet. Am bezeichnendsten sind (außer dem Gedicht an Papst Alexander) die lateinischen Gedichte eben aus dieser Zeit 1697, wo wir wiederholt lesen: Fortunam reverenter habe, sunt numina coelo. Et male felices certa manet nemesis. Nec te crede malis aliorum impune fruentem, Cuncta repensantes fallere posse deos. Tempus erat, quo te miseram non ipsa negares, Et quo felicem diffitearis, erit. — An Papst Alexander, aber auf Frankreich gehend: Nec tibi fata para magnis contraria fatis – Hoc foret in superos arma ciere deos (Pertz 299). Ueber den Utrechter Frieden von der göttlichen Providenz: Nullas recipit prudentia (divina) metas.

Endlich wendet unsere Schrift sich an's Reich und an die Alliirten mit der Mahnung, doch ja nicht vom Frieden hören zu wollen und sich nicht durch Aequivalente endormiren zu lassen. „Denn den Worten der Eide und allen heiligen vinculis menschlicher Sozietät (— wiederholt —) bei Frankreich nicht zu trauen ist, sondern man muß diese Krone mit der That binden, daß sie, ob sie gleich wollte, doch nicht schaden könnte, noch den ambitiosen Willen erfüllen, es muß alles, was es seit dem Nimweger Frieden geraubt, demoliren und restituiren, und in die alten Grenzen in die Champagne zurückgejagt werden". Hierzu vergl. den Schluß von Nr. X: „Man darf sich nicht mit einem Vertrag genügen lassen, den Frankreich brechen kann, sobald die Alliirten zertheilt sind, wie es dieß immer gethan, sondern die alten Grenzen müssen hergestellt werden, damit es nicht mehr Lust hat zu brechen. Dieß ist die einzige Sicherheit". Leibniz selbst sagt über den Ryßwicker Friedensschluß: Ihn hat die nox infida geboren — und am Schluß: firmata cur pace sonum dat campana unum? (Abschluß Mitternacht 1 Uhr) Unus qui pacem terminat annus erit. Ebenso eifert er gegen den Rastadt-Utrechter Frieden als eine pax infida. In der auf Utrecht bezüglichen fabula moralis heißt

es z. B.: L'enemi vous endort! und in der lateinischen Fassung: Pax una vera est, fractus hostis perfidus, Impune quam si violare cupiat nequit. Dutens V, 617.

Was ist nun das Ergebniß dieses Nachweises? Einmal glaube ich hinlänglich Anhaltspunkte gegeben zu haben, welche die Identität des Verfassers von X und XI sehr annehmbar machen. Sodann enthält namentlich XI. offenbar so viele und schlagende Parallelen zu Leibniz, daß wir ohne historischen Leichtsinn ihn als Verfasser davon betrachten dürfen.

Der Inhalt dieser beiden Schriften X und XI ist nun endlich sehr schlagend und hübsch in einem kleinen Flugblättchen aus jener Zeit zusammengefaßt, das Rühs (wie unsre zwei Schriften X und XI) S. 222, aber ohne Angabe des Verfassers anführt. Dasselbe lautet (deutsch und lat.):

An die durchlauchtigen hohen Alliirten, daß dieselben auf keine Weise sich möchten bewegen lassen, den vorhabenden Frieden mit der Krone Frankreich zu schließen, bevor die beiden Hauptschlüssel Deutschlands gegen Frankreich, Luxemburg nemlich und Straßburg, wie auch Lothringen und die Festung Saarlouis vollständig restituirt sind:

Es kann der Friede nicht auf festem Grunde stehen,
Ihr müßtet solchen denn so, untersiegelt sehen:

Locus Luxemburg	Sigilli Strassburg	Locus Lorraine	Sigilli Saarlouis.

Wird königliche Treu und Siegel nichts geachtet,
Die sonst das theure Band bewährter Treue sind,
Und wo kein Schwur noch Eid durchlaucht'ge Seelen bind't,
So ist's umsonst, daß man nach neuem Frieden trachtet.
So lange Ludewig des Reiches Schlüssel hegt,
So steht ihm auch der Weg zu dessen Grenzen offen.
Weßwegen weder Treu noch Friedensruh zu hoffen,
Darnach die ganze Welt ein heißes Sehnen trägt.
Drum muß man solche ihm aus seinen Händen ringen,
Sonst wird man uns nicht leicht des Friedens Palmen bringen.

Es läßt sich natürlich über ein so kleines Blättchen durch innre Kritik sehr wenig ausmachen. Doch liegt gewiß die Vermuthung nahe, es sei von dem Verfasser von X und XI, der seine eben hierauf gehende Ausführung in dieser Form scharf und sinnreich schlagend zuspitzt und zusammenfaßt. Man achte, von der völligen Gleichheit des Gedankens abgesehen, auf den Ausdruck: „die sonst das theure Band bewährter Treue sind", was ganz an den Ausdruck von XI anklingt, den wir, wie oben bemerkt, dort wiederholt finden: „Den Worten der Eide und allen heiligen vinculis menschlicher Sozietät". Ebenso ist der Ausdruck „Schlüssel des Reichs" gerade von XI in vollständigem Bilde durchgeführt und immer wieder gebraucht. Weiter vgl. den Schluß von X (wie den Anfang), wo in derselben Weise wie oben gesagt ist: „Alle Alliirten, alle Völker verlangen nach Frieden und heureux repos, die ganze Christenheit begehrt es; aber man will einen wahren, dauerhaften Frieden". Endlich der Ausdruck „die Friedenspalme bringen" läßt sich in Beziehung setzen zu der Anfangs- und besonders der Schlußvignette von XI, welche einen, den Palmzweig entgegenhaltenden Engel zeigt.

Daß aber der hübsche Einfall, wie die beiden prosaischen Stücke, von Leibniz sei, auch dafür läßt sich Manches sagen. Man vgl. z. B. die Stelle der Reflexionen Kl. V, 564: „Or quelle paix perpetuelle peut-on faire avec des gens qui autorisent publiquement des maximes absolument contraires à toute la force des traités, paroles et sermens, lesquelles étant reçues il n'ya plus de droit des-gens, ni de foi parmis les souverains, ni de paix solide à espérer ni de traité durable à faire? Ce ne seront plus que des mommeries et des vains amusements des credules. Si les sermens et les paroles royales ne valent plus rien, quelle invention peut-on trouver pour s'assurer de l'effet des promesses? Ne doit-on pas toujours être armé — et en ce cas une guerre declarée ne vaut-elle pas mieux qu' une paix infidèle? Il est bien inutile et presque ridicule de faire de paix perpetuelle avec elle".

Wie ähnlich der obige hübsche Einfall mit dem L. S. Leibniz sieht, muß Jeder zugeben, der seine Art kennt, in sinnvollem Scherz und Witz politische Gedanken vor das Volk zu bringen.

Man denke an seine verschiedenen Anagramme aus Argentoratum (argento ratum, Germana tutor, Ut marte angor, o tergum arant u. s. w., worüber dann mehrere Gedichte gemacht sind s. Kl. V, 152 ff.). Auch sonst liebte er es, ein fruchtbarer lateinischer, französischer und deutscher Dichter, Gedichte über Münzen, Embleme u. s. w. zu machen, wie Pertz in I, 4 uns verschiedene gibt. Endlich erinnre ich daran, daß er gegen den verwandten Utrechter Friedensschluß ebenfalls u. A. poetisch in der fabula moralis agitirte. All dieß sind Momente, welche unsre Vermuthung sehr begünstigen.

XII.

(Nro. 17 unsrer Sammlung, 51 Seiten lat.)

Gallia titubans et mente titubante resurgens sive succincta demonstratio, quam male hactenus Gallia per actiones suas summae suae existimationi serviverit et in quantum in tanto existimationis suae periculo iterum resurgere possit. Gratia Nopoli anno 1697.

Diese Schrift ist nach ihren Angaben von einem Deutschen verfaßt, aber wohl deßhalb lateinisch geschrieben, weil sie in ihrem Ueberblick über die „Actiones Galliae contra —“ alle europäischen Völker gleichermaßen hereinzieht und von allen gelesen zu werden wünscht. So war damals noch das Latein am meisten angezeigt. Sie bezieht sich, obwohl auch die Zeit des Ryßwicker Friedens behandelnd, ihrem Inhalt nach nicht, wie die beiden vorigen, auf einen einzelnen Punkt, sondern gibt sozusagen ein allgemeines Sündenregister Frankreichs aus den verflossenen Jahrzehnten. Sie weist nach, daß es eine Stufe des Hochmuths, der Anmaßung und des Unrechts erreicht habe, von welcher es nothwendig stürzen müsse, wenn es sich nicht noch zeitig umwende, wozu es eindringlich ermahnt wird. Den andern Nationen aber soll dieser Nachweis das Bewußtsein wecken und sie mahnen zumAusharren und Nichtnachgeben.

Wir behaupten nun bei dieser Schrift wieder die entschiedenste Wahrscheinlichkeit leibnizischer Abfassung. Es ist als Erscheinungsort Gratianopolis angegeben. Selbstverständlich bedeutet das

nicht in filologisch-geografisch genauer Weise eine der zwei Städte in Thracien und Kleinasien, welche so hießen, sondern wir werden ein Pseudonym drin zu sehen haben. Aber kein völliges, sonst wäre der Name ganz weggelassen, wie sonst so oft. Eine sozusagen materielle Bedeutung kann das „Gratia“ nun nicht haben, da dieß zum Inhalt der Schrift nicht paßt; so bleibt nur die formell-sprachliche. Ich glaube dann aber kaum zu kühn zu schließen, wenn ich den Namen übersetze mit Hildes- (Huldes-) heim, das, wie ich wohl weiß, lateinisch nicht so hieß, immerhin aber im Halbdunkel einer andeutenden Pseudonymität so heißen konnte.

Als Druckort dürfte vielleicht Hamburg vermuthet werden. Die Schlußarabeske unsrer Schrift zeigt nemlich, nur in kleinerem Maßstab, dieselbe Zeichnung, wie die einer andern Schrift unsrer Sammlung (Nro. 33), wo ausdrücklich angegeben ist „gedruckt in. Hamburg bei weiland Peter Zieglers Wittwe 1698“. Selbstverständlich ist das keine sichre Vermuthung. Indeß würden beide Orte Hildesheim und Hamburg uns auf die nordwestdeutsche Ecke Deutschlands weisen, wo Leibniz sich aufhielt, wobei wir überdies beachten wollen, daß er mit dem Hannover nahen Hildesheim und den dortigen gelehrten Jesuiten (Des Bosses u. s. w.), also wohl auch mit dem dortigen Buchhandel in häufiger, enger Verbindung stand.

Gehen wir nach diesen, jedenfalls eher günstigen Vorzeichen an unsern Nachweis. Der den ersten allgemeinen und einleitenden Theil unsrer Schrift bildeude Gedanke, daß ein Reich, insonderheit also Frankreich stürzen müsse, wenn es den Gipfel des Uebermuths und der Arroganz erreicht und nicht sich bessere, dieser Gedanke ist uns bereits von Nro. XI und dem dortigen „judicium de periodo et revolutione regnorum“ bekannt. Wir sahen dort zugleich, wie sich Leibniz eben um diese Zeit 1697 in verschiedenen Gedichten an Frankreich gerade so ausspricht und vor Uebermuth warnt, der die Nemesis der ewigen Götter herausfordre und einen jähen Sturz bereiten könne.

Den zweiten specielleren Theil, die „Actiones Galliae in —“ betreffend verweise ich auf den Schluß der Refl. von 1688, wo in überraschend ähnlicher Weise (Leibniz als universeller Kopf

liebt überhaupt solche Ueberblicke, wir finden sie in mehreren Schriften) die verschiedenen Völker durchgegangen werden und gezeigt wird, was jedes einzelne derselben von Frankreich Schlimmes erfahren, also im begonnenen Krieg zu rächen habe. Das starke Zusammentreffen unsrer Schrift mit dieser Revue der Refl.[1]) ist um so bezeichnender, weil die eine Schrift am Anfang, die andre am Ende desselben Kriegs steht, was bei unsrer Hypothese das an sich so wahrscheinliche einheitliche und in sich geschlossene Wirken Leibnizens ergäbe.

Gehen wir auf's Einzelne ein, so zeigt sich der Verfasser als überaus geschichtskundig sowohl für die alte, als die neue Zeit. Ebenso ist er genau belesen in den alten lateinischen und griechischen Schriftstellern, wie auch in Augustin, den er sehr häufig anführt. (Man beachte, daß der Verfasser der Theodicee und Mann der Reunion und Union — letzteres eben um jene Zeit am stärksten — mit Augustin, dem Urheber der Prädestinationslehre überaus vertraut war!) Er ist ferner in der, oft angeführten Bibel genau zu Haus. Weiterhin versteht er außer Deutsch, Lat. und Franz. auch italienisch, aus dem er wiederholt Stellen in's Lateinische übersetzt (vgl. unsern Nachweis von Nro VIII); wie es scheint, ist ihm auch das Russische nicht fremd (letzteres wohl eine überaus große Seltenheit in Deutschland, wenn überhaupt außer Leibniz Einer es damals konnte; im Jahr 1697 fand dessen erste Zusammenkunft mit Peter dem Gr. statt; seine Blicke und etymologischen Studien aber waren schon früher auf diese „terra vergine“ gerichtet).

Was den lateinischen Stil unsres Verfassers betrifft, so leugne ich nicht, daß derselbe etwas schwer und nicht allzufließend ist. Indeß dürfte ein Aehnliches manchmal auch bei Leibniz zu bemerken sein, dessen Vorliebe für die lebenden Sprachen bekannt ist und der wohl nicht ohne einen gewissen Grund (in der Hauptsache natürlich scherzhaft) einmal sagte, er antworte seinem lateinisch redenden Gegner lieber französisch, da er dieß besser, als lateinisch verstehe. Ueberdies ist unsre Schrift offenbar etwas flüchtig zu Papier, wie zum Druck gebracht; denn trotz des Druckfehlerverzeichnisses am Schluß („ob festinantis preli celerem

1) Die, soviel man bis jetzt weiß, nicht erschienen sind.

cursum“) ist noch manches kaum Verständliche stehen geblieben. Wir dürfen indeß zur Erklärung einfach annehmen, daß Leibniz sein (stark korrigirtes) Conzept eben durch eine minder geschickte Feder abschreiben ließ; dann hat diese Eigenthümlichkeit unsrer Schrift nichts mehr gegen unsre Hypothese zu besagen. — Die Schrift beginnt nun, wie schon angedeutet, mit einer allgemeinen theils durch Dichterworte, theils durch Aussprüche und Beispiele der Bibel belegten Auseinandersetzung über das Thema: Luxuriant animi rebus plerumque secundis. Dieß gelte vornemlich von den Königen und Fürsten, deren menschliche Glücksstellung an und für sich schon über die der Privaten hinaus rage, „wie die Sonne alle andern Sterne überstrahlt“. Blicken wir auf Leibniz, so ist dessen nüchtern demokratische Gesinnung bekannt, in welcher er sich bei aller Ehrfurcht nicht scheut, auch die Könige an ihre Pflichten zu mahnen und vor Uebermuth zu warnen. Das Bild mit der Sonne liegt zwar natürlich sehr nahe, doch wollen wir nicht versäumen, darauf hinzuweisen, wie es sich bei Leibniz wiederholt in diesem politischen Zusammenhang findet. In seinen Akademievorschlägen (Kl. I) sagt er, die Fürsten müssen die Strahlen der göttlichen Majestät nicht blos aufnehmen, sondern auch auf andre reflektiren und weiterstrahlen. Das Gedicht über die vita privata et publica (Pertz 352 f.) sagt: Ille divinas imitatur artes. — At periclo Non vacat Solis tetigisse currum — virtus sese in multos fundit, nitet alma tellus aemula coeli. In einem andern Zusammenhang meint er, es dürfe kein Gelehrter sich den Höchsten wähnen; denn „neque unquam orietur quisquam, qui totum sibi vindicabit patrimonium eruditionis aut qui genus humanum ingenio superabit et omnes praestinguet stellas exortus ut aetherius sol“ [1]). In zweiter Linie können wir auch auf den Ausdruck von Nro. VIII verweisen, der wahre Staatsmann müsse es machen, wie der Mond, der all sein Licht der Sonne (dem Fürsten) zueigne.

Unsre Schrift fährt fort, „Gott schone oft in seiner Langmuth zwei bis drei Jahrhunderte lang; aber wenn zu allem andern Fehlerhaften auch noch Anmaßung, Hochmuth und Ehrgeiz tritt,

1) Dutens V, 395.

so schiebt er seine Strafe höchstens noch ein halb Jahrhundert auf und stürzt sie vom höchsten Gipfel, den sie langsam und stufenweise (cfr. Leibniz: per gradus ascendere ad mon. universalem, arbitr. rerum u. s. w.) erstiegen, mit Einem Schlag. Da aber die göttliche Weisheit heute nichts unmittelbar mehr thut, so braucht sie (folgende) natürliche Strafmittel“. Wir hören in dieser Wendung ganz den Gegner der okkasionalistischen Wunder-Weltanschauung, der namentlich auch in der Strafe auf die Natürlichkeit, das „ἑαυτὸν τιμωρεῖν“ dringt.

Weiter führt unsre Schrift aus, wie Frankreich, wenn man genauer zusehe, schon früher für seinen Uebermuth dann und wann gezüchtigt worden sei, jetzt aber gerade in einer überaus glücklichen und glänzenden Lage sich befinde. Zuerst die Einkünfte und der fiscus regis. Sie sind seit Ludwigs XI Zeit ums dreißigfache gestiegen. Der Louvre ist ein Prachtbau, der andre Königsschlösser leichtlich an Weitläufigkeit und Pracht übertrifft (vgl. die Gedichte von Leibniz auf's Louvre Pertz 366, wo es „Capitolia“ „par domus urbi“ heißt und in der Vergleichung des Eskurial mit demselben: Aemula surgentem Ludovici vidit ut arcem, Si vinci pudor est, Praemoriamur! ait). „Weit wichtiger für seine Herrschaft aber, meint unsre Schrift weiter, ist folgendes: In seinem Rath herrscht die größte Einstimmigkeit, da alle unter Einem Willen stehen, die Geschäfte können völlig im Geheimen abgemacht werden, so daß sie Niemand verrathen kann. Kein Prinz aus königlichem Geblüt, kein höhrer Beamte hat Sitz im Rath, wenn ihn nicht der König besonders beruft. Alles besorgt der König ohne Interpellation. Das Pariser Parlament, das früher eifrig darauf bedacht war, sich an Staatsgeschäften zu betheiligen, hat heut zu Tag nichts weiter zu thun, als unverweigert des Königs Beschlüsse mit seiner Abstimmung zu bekräftigen. Der Bürgerkrieg wegen der kalvinischen Religion ist fertig und zu End. Das Seewesen ist im besten Stand. Man sagt, der König habe in seinen festen Häfen hundert größre Kriegsschiffe, die kleineren ungerechnet. Kurz Alles steht vortrefflich. Was die Gemüthskräfte und körperliche Ausstattung des Königs betrifft, so kennt man seinen königlichen Anstand, seine Würde und Hohheit. Aber

freilich all dieß, was ihn zum glänzendsten König machen könnte, befleckt er durch die häßlichsten Laster und Fehler. Wir wollen im folgenden daher die Handlungen Frankreichs einer Beurteilung unterwerfen“.

Diese Schilderung der französischen Centralisation erinnert uns schlagend an das, war wir schon im „Bedenken“ über denselben Gegenstand lesen, was uns in Nr. VI („des großen Königs Hauptdessein“) wieder vorkam, indem wir die vollkommen identischen Parallelen aus dem Manifest von 1704 dort beibrachten. Wiederholen wir, der Uebersichtlichkeit wegen, hier kurz die Hauptpunkte! L'interêt aussi bien que l'inclination d'un roi Bourbon et des Français sera de se rendre absolu pour pouvoir exercer un pouvoir despotique. L'on sait que cette forme de gouvernement est établi en France. On y a réduit à rien les libertés des Grands et des peuples, le bon plaisir du roi tient lieu de tout; les princes du sang royal même y sont sans aucune autorité. — Dans les pays à Etats on n'assemble les états que pour la forme et ces assemblées ne servent plus qu'à exécuter les ordres de la cour, sans qu'on ait égard à leurs griefs“[1]). Ueber die Geheimheit seines Raths und den daraus entspringenden Vorteil vgl. die ägyptischen Vorschläge z. B. Kl. II, 184: „Si quid hodie vel vesperi rex constituat, id cras summo mane coeptum est, nullo plane strepitu immutatorum consiliorum, nemine destinata praesentiente“ und II, 34: Illud commodum longe maximum est, quod belli pacisque arbiter consilia libera nec alienis machinationibus obnoxia habet, nec praeparamenta ejus turbentur — omnia ordinata, fixa, certa, occulta nec ab aliis circumagenda et divinanda. Nescio an ulli regi Europae a multis seculis ea, quae nunc Ludovico, felicitas contigerit, ut solus metueretur — domi quies, exstinctae factiones —“. Den Stand des Seewesens betreffend vgl. die Sec.: „Jetzt können sie täglich hundert Orlogsschiffe auslaufen lassen“. S. 224. Wir fanden dieß besonders ausgeführt in Nr. II und III.

Unsre Schrift gibt nun weiterhin das Sündenregister Frankreichs,

1) Guhr. Kurmainz II, 264.

1) Actiones in sedem apostolicam. „Bekannt ist das hohe Ansehn des apostolischen Stuhls in der ganzen Christenheit, nicht blos bei denen, die demselben förmlich zugethan sind und den Papst als sichtbares Haupt der Kirche ansehn, sondern auch die Häupter der protestantischen Kirche und ihre ministri politici hegen dieselbe Ehrfurcht und Achtung. Und zwar thun sie das nach der Lehre und Mahnung Filipp Melanchthons, dieses einst so hoch angesehenen Lehrers in der protestantischen Kirche. Um so unangenehmer war man allgemein von der Art überrascht, mit welcher die Krone Frankreich den Papst behandelte, da doch feststeht (— fünfmal angesetzt mit „constat“—), wie namentlich der gegenwärtige Papst so rechtschaffen ist“. — Die warme „Apologie du Pape“ finden wir wesentlich ähnlich in den Reflexionen Kl. V, 587 ff., nur dort mit Beziehung auf einen besondern Fall und einzelnen Vorwurf. Außerdem aber ist klar und höchst bemerkenswerth, daß wir im Obigen ganz die reunionistische Anschauung von Leibniz haben, der jedenfalls unter den „ministri politici“ mitgedacht ist, welche auf den Papst mit Achtung und Ehrfurcht sehen. Am klarsten ist, neben andern Stellen (vgl. auch Nr. IX die Idee der Theokratie, der Kaiser als Vogt der Kirche) die Parallele des Cæsar. Furst., der ausdrücklich diese Achtungsstellung des Papsts mit Berufung auf Melanchthon und Kalixt als eine auch von den besten Protestanten anerkannte, oder anerkennbare bezeichnet: „Et multorum egregiorum virorum ea fuit sententia etiam apud protestantes“ Kl. IV, 132. Das Gedicht an Papst Alexander drückt diese Anschauung Leibnizens mit Beziehung auf eine einzelne Person und mit höchster Anerkennung der persönlichen Vorzüge und Tugenden des Papsts aus. Den Tadel über Frankreichs unehrlichen Katholizismus, namentlich seine politische Mißhandlung und Mißbrauchung des Papsts finden wir durch die ganze politische Literatur von Leibniz hindurch, schon in der Sec., dann im Mars, weiterhin in den Refl., in der Vertheidigung der hann. Kurwürde und namentlich im Manifest von 1704; wir gaben die nöthigen Stellen schon oben bei Nr. IX, der hann. Kurwürde.

2. Actiones Galliae in Austriam et imperium rom. (S. 15 unsrer Schrift; offenbar durch Druckfehler ist diese

Ueberschrift ausgefallen). „Früher war Frankreich viel gemäßigter und liebenswürdiger gegen die deutschen Fürsten und Stände, es behandelte sie als Freunde und liebe Bundesgenossen. Freilich geschah dieß Alles mit reiner Verstellung. Denn man trachtete in der Stille immer nach dem Scepter des römischen Reichs, und hielt es daher für räthlich, eine Zeit lang sachte mit ihnen zu thun. Denn wenn dieselben auch nicht offen beitreten konnten, so hoffte man wenigstens, sie der Krone Oestreich zu entfremden und ihren Sinn von derselben abzuziehen. Heute aber ist alle diese Mäßigung vergessen, und werden alle auf merkwürdige Art mißhandelt (— folgt eine sehr genaue Aufzählung alles dessen, was durch Reunionen und Krieg genommen worden —). Als man sich beschwerte, so wurde man in Paris abgewiesen, und zwar mit der elenden Ausflucht, die deutschen Stände haben nicht das Recht der Gesandtschaft, was man im Gegensatz zu andern Fällen nur that, um Verachtung und Geringschätzung gegen dieselben zu zeigen“. Die leibnizischen Parallelen zu Frankreichs freundlich-hinterlistiger Behandlung der deutschen Fürsten, um sie Oestreich abwendig zu machen und am Ende gar für den Fall einer Kaiserwahl zu gewinnen, haben wir schon wiederholt anzuführen gehabt, weßhalb wir hier nur darauf verweisen; man vgl. Nr. V (verkehrtes Glücksspiel); III (an Holland); VI („Hauptdessein“), was wir dort aus der Sec. und dem Mars anführten. Es gehört hieher auch die Ausführung der Refl. darüber, wie Frankreichs erbittertes Auftreten im Herbst 1688 sich einfach aus dem Aerger erkläre, daß alle seine vielen, kostbaren Bemühungen an den deutschen Höfen nichts geholfen haben (Kl. V, 622. 626).

Was den oben berührten Streit über das deutsche Gesandtschaftsrecht betrifft, so ist bekannt, daß der Caes. Furst. eben hierüber handelt und genau wie oben sagt, Frankreichs Weigerung, so inkonsequent nach seiner früheren angelegentlichen Cajoulirung der deutschen Fürstensuveränität und nach der Bewilligung dieses Rechts an die italienischen Fürsten, sei eben einfach darauf berechnet, Verachtung und Geringschätzung der deutschen Stände auszudrücken („Subterfugio Galli, cum volunt, modo utuntur modo non utuntur, ut qui larvam nunc sumunt, nunc recondunt; quid aliud quam animum a Germanis aversum ostendent? Suspicandum, Galliam odium erga nostros et contemptum in

animis conditum gerere, erupturum cum occasio erit — parum curat, quae sit libertas dignitasque principum, quam ipsa olim tam studiose defendebat, perinde acsi — vicinos principes velut misellos clientes et aliquando subditos futuros tractare possit. Kl. IV, 19).

Weiterhin wird von unsrer Schrift gesagt: „Átrocissimum bellum turcicum incessit, ubi Francia scenae suae servire et uti foro novit; es streckte seine Polypenarme aus“. Das Hauptdessein schildert ganz ähnlich: „Frankreich und Fürstenberg lauerten wie Füchse auf den Ausgang der Belagerung Wiens, um den Rhein nach zu holen“. Der Mars aber S. 49: „Als der Türke auf's grausamste hauste, unterließen doch die französischen Bedienten nicht, ihres Herrn Vorteil abzusehen und die gemein bestürzende Zeit in Acht zu nehmen“.

Das ganze, Dentschland betreffende Sündenregister wird so zusammengefaßt: „Es wurde so schändlich und grausam verfahren, daß kein, ob auch noch so grausamer Straßenräuber unter den Barbaren es hätte ärger machen können“ — ein Ausdruck, den wir wiederholt, z. B. aus Anlaß der vorigen Schrift als leibnizisch fanden („jus praedonis, mehr als türkischer Staatsstreich“ u. s. w.).

3. Actiones G. in Hispaniam. Das Heruntergekommensein Spaniens gegenüber von Frankreich wird ganz ähnlich, wie in der Sec. mit einem lateinischen Vers eingeleitet; dort hieß es: „Jam igitur Hispania Galliae lampada tradidit“ und hier: „Nunc etenim huic libram inclinat, Jupiter illi“. Im Weiteren werden die spanischen Verluste in den Niederlanden aufgezählt.

4. Actiones Galliae in Angliam. Der Uebergang geschieht mit dem Wort, das wir schon früher wiederholt bei Leibniz angewandt fanden: Gallum amicum habeas, vicinum non habeas! Die Refl. von 1688 machen in ihrer Uebersicht den Uebergang auf England mit dem Satz: England muß, wenn es seine Intressen und Frankreichs Unternehmungen ansieht, dasselbe für seinen natürlichen Feind halten“.

Sodann führt unsre Schrift genau wie die Refl. aus, daß die französische Freundschaft gegen England allezeit heuchlerisch und verderblich gewesen sei, besonders durch Verführung des Königs Jakob.

5. Gegen Belgien. Der unter And. erhobene Vorwurf, daß Frankreich die algierischen Seeräuber gegen Belgien hetze und sogar französische Mannschaft darunter stecke, findet sich ebenso in den Reflex. S. 628.

6. Gegen Schweden. „Frankreich, sagt unsre Schrift, hat es nur Schweden zu danken, daß es im 30jährigen Krieg solchen Vorteil erlangt; ja im nimweger Frieden verdankte es nur ihnen sein glückliches Entkommen. Aber da die Franzosen jetzt den Gipfel des Glücks erreicht zu haben glauben, so ist in ihnen auch die Anmaßung und Verachtung der früheren Freunde gewachsen. Sie vergaßen die alte Freundschaft und nahmen ihnen das Herzogthum Zweibrücken“. Die Refl. bemerken S. 628: „Les rois du Nord ne doivent point se séparer des interêts de l' Allemagne. Ils ont experimenté tous deux que la France traite ses alliés de haut en bas. Sans la Suede le cardinal Richelieu se serait repenti d'avoir rompu avec la maison d'Autriche et Louis aurait peutêtre fait une autre paix à Nimouegue; et cependant la France en a usé à son égard d'une manière indigne et pleine de mépris jusque à lui ôter un duché obvenu par heritage — voilà maintenant le temps de s'en venger“.

7. Gegen die Schweizer. „Das Unverschämteste war, daß der Befehlshaber von Hüningen sich nicht scheute, einmal aus einem schweren Geschütz eine Kugel in's Basler Gebiet zu schießen, um den Baslern zu beweisen, wie nahe er ihnen auf dem Hals sei. Ferner hat Frankreich ihren Gesandten, wie denen des Deutsch-ordens die Anerkennung verweigert; in ipso statim adventus sui limine repulsam passi sunt“. Die Reflex. geben S. 633 unter anderem auch hauptsächlich diese zwei Punkte an: „Les Suisses encore se tiendront cela pour dit. Le gouverneur d' Huningen a déjà eprouvé si le canon de son fort porte jusqu' à Bâle. La cour de France a fait des essays sur leur patience en refusant à leur ambassadeur les traitements convenables“.

8. Gegen Italien. „Die Nachfolger des (alten) Viktor Amadäus schämten sich über diese Behandlung durch Frankreich, allein sie fanden nach Verfluß soviele Jahre keinen Anlaß zum Rückgang und benützten endlich die günstige Gelegenheit, den Verbündeten sich anzuschließen“. Ganz diese Schilderung der kläg-

lichen Abhängigkeit der mißhandelten italienischen Fürsten von Frankreich geben die Refl. mit der Aufforderung, die Gelegenheit, da andre mit Frankreich brechen, zu ergreifen, S. 631.

9. Acta regis Galliae in proprios subditos et regnum suum (in unsrer Schrift früher behandelt). „Dieselben leben unter einem unerträglichen und doch nicht abwerfbaren Joch, so daß sie ganz den Russen gleichstehen, die sich Cholopen ihres Herrn, d. h. Leibeigene nennen“. Es folgt nun eine der obigen ganz ähnliche Beschreibung, wie eben der König alles in allem sei, während das Parlament nur willenlos die Steuern zu bewilligen habe. „Auch die Cleriker müssen zahlen, pro nudo regis placito; dem apostolischen Stuhl dürfen sie nur soweit gehorchen, als der König es erlaubt“. Persönlich wird ihm das Symbol der Sonne vorgeworfen mit der Umschrift: Nec pluribus impar, ferner der Titel „Ludwig der Große“, „quem se vivente nemo magnatum Europae hactenus sibi vindicavit“, endlich die pariser Triumfpforten. Vgl. hiezu den Eingang und Ausgang des Stücks VI, und was dort aus dem Mars als Parallele beigezogen: „Er hat ganze Felder mit Blut überschwemmt, nur daß auf die Thore von Paris mit goldenen Buchstaben geschrieben werden könne: „Louis le Grand“. „Ueber den Druck der Cleriker und die Beschränkung der päpstlichen Autorität sprachen wir schon oben; ihr Zahlenmüssen führt auch das Manifest von 1704 an, wenn es sagt: „Les gens d'eglise ne seront guères traités mieux — on rognera les ailes aux prélats qu' on croira trop riches et on demandera tant de dons gratuits coup sur coup“ — Guhr. Kurmainz II, 266 oben.

Unsre Schrift schließt mit der Mahnung an Ludwig, zu gedenken, daß die Könige ihre Würde einzig und allein von Gott haben und nicht um ihrer selbst willen eine Verehrung verdienen. Darnach sich zu achten und zu leben. Das göttliche Gesetz aber ist, daß das Ganze dem Theil entspreche und der Theil dem Ganzen keinen Schaden thue“.

Ein ächt leibnizischer Schluß, durchdrungen vom Gedanken der wahren Theokratie und der ihr auf Erden entsprechenden Harmonie des Theils mit dem Ganzen, Aller mit Allen. Wir werden auf Grund der vielen, schlagenden Momente nicht umhin können, diese Schrift Leibniz zuzuschreiben.

Schluß.

Blicken wir auf unsern ganzen Nachweis zurück, so werden wir in den gewonnenen Ergebnissen Stufen und Unterschiede machen müssen, wir werden zu unterscheiden haben solche Schriften, deren Leibnizische Urheberschaft den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit hat, welcher überhaupt auf diesem Weg erreicht werden kann; solche, bei welchen jedenfalls sehr viel dafür spricht, und endlich solche, die nicht genug Anhaltspunkte für eine Entscheidung bieten, aber doch immerhin alle Beachtung und Aufmerksamkeit verdienen.

A. Sichere (im obigen Sinn).

1673/74. Die Trilogie des holl. Kriegs (Nro I, II, III).
1687. Hauptdessein des Königs (VI).
1689. Wahres Intresse des röm. Reichs (VIII).
1693. Hannoverische Kurwürde (IX).
1696. Reflexionen eines getr. Patrioten (XI).
1697. Gallia titubans (XII).

B. Sehr wahrscheinlich.

1686. Glücksspiel (Nro. V).
1688. Verwürztes Köln (Nro. VII) mit der deutschen Uebersetzung der „comparatio orientalis et occidentalis Turcae“.

C. Minder sicher, aber noch beachtenswerth.

1683. Gründe, welche — zurückzugeben vermögen (Nro. IV).
1697/98. Anmerkungen über die Friedenspunkte (Nro. X) mit dem Flugblättchen „Locus Sigilli“.

Die Schriften, welche wir auf diese Weise mit mehr oder weniger Sicherheit für Leibniz vindiziren, machen zusammen über 600 (genau 626) Quartseiten aus, — ein stattlicher Band! Zudem, was gewiß ihren Werth für uns erhöht, sind sie alle, außer Nro XII, deutsch oder doch deutsch neben dem lat., beziehungsweise franz. Text. Man wird vielleicht mißtrauisch sein, daß ich in dieser einzigen Sammlung von 34 Flugschriften zwölf für Leibniz fordere; man wird sagen, dieß Zahlenmißverhältniß spreche gegen mich. Allein es ist denn doch nach sicher vorliegenden Thatsachen

zuzugeben, daß Leibniz auch auf diesem Gebiet soviel leistete, als zwanzig andre miteinander, so daß auch die Zahl zwölf — (beziehungsweise vierzehn) — unter 34 nicht zu hoch ist[1]). Warum gerade in dieser, sonst recht bunten und willkührlichen Sammlung sich soviel von Leibniz finde, nemlich außer dem zweifellosen Mars und der „comparatio orientalis et occidentalis Turcae“ noch zwölf Stücke, das kann ich nicht entscheiden. Ob es Zufall war, da eben von ihm im Verhältniß am meisten Flugblätter umliefen, oder ob irgend eine nicht mehr genau nachweisbare Verbindung zwischen Leibniz und einem Glied der Universität Tübingen bestand? (Pfaff, Osiander? mit jenem stand Leibniz jedenfalls theologisch in Verbindung; man denke an den berüchtigten Briefwechsel über die Theodicee. Auch eine Bekanntschaft mit dem vielgereisten Osiander ist möglich. Jedenfalls mit seinem Vater verkehrten die Hannoverischen Kreise in Sachen der Union, s. Guhr. d. Sch. II, 203. 204. Der jüngere Osiander hätte insofern viel für sich, als es Leibniz daran liegen mußte, mit seinen Schriften besonders auch in dem vornemlich ausgesetzten Oberdeutschland, dem schwäbischen und fränkischen Kreis Eingang zu finden, um durch die Vermittlung eines gleichgesinnten patriotischen Manns zu wirken, zu mahnen und zu ermuntern.)

---

1) Man denke nur an seine fieberhafte Thätigkeit in Sachen des Utrechter Friedens, man erinnere sich, wie er zu verschiedenen Zeiten seines Lebens darauf ausging, in eine einflußreichere Stellung zu gelangen, um mehr für Deutschland wirken zu können. So schreibt er um's Jahr 1688 (Dutens V, 215): Multa ego cogitata habeo in rem Caesaris et imperii, quae consultationum Germanicarum inscriptione complecti decreveram. Die bloße Bibliothekarstelle in Wien, um die er sich in diesem Brief umthut, wäre ihm zu wenig praktisch: „hoc nudo munere a negotiorum luce ad umbram reducerer;“ nur eine solche zugleich praktische Stellung etwa als kaiserlicher Rath würde ihm genügen, „ubi locus mihi daretur explicandi industriam meam ac tum demum me felicem arbitrarer“. Ein anderes Mal schreibt er bei Uebersendung der Refl. an den kaiserl. Rath Königseck: Mihi historias cogitanti et harum rerum cura aliqua esse debet (Kl. V, 517). Endlich vgl. man die rührende Klage in einem Brief von Hannover an seinen alten Zögling Boineburg, der kaiserlicher Rath in Wien war: „Ce pays me fournit peu de matière. Vous êtes à la source dont découlent les resolution squi donnent le branle à l'Europe; ihr seid im Amfitheater der Oper; wir nur in den Nebenlogen oder im Parterre“ (Feder Comm. epist. S. 397). — Aus dieser Gesinnung allein schon ließe sich eine ausgebreitete politisch-publizistische Thätigkeit sicher vermuthen, wenn wir nicht zum Ueberfluß genügende thatsächliche Belege hätten.

So viel glaube ich jedenfalls sagen zu dürfen, daß eine künftige vollständige und kritische Ausgabe der sämmtlichen Werke von Leibniz, namentlich auch seiner deutschen, oder auch ein Geschichtsschreiber seiner politischen Leistungen in Zukunft die von mir bezeichneten Schriften nicht nur leichthin übergehen und bei Seite liegen lassen darf, ohne sich des geschichtlichen Leichtsinns schuldig zu machen. Mag auch der Natur der Sache nach die Urheberschaft nicht bis zur vollen Gewißheit gebracht worden sein oder gebracht werden können, so daß diese Stücke nicht das volle Bürgerrecht in einer Leibnizausgabe zu erhalten vermögen, so scheinen sie mir doch wenigstens als Anhang, als eine Art von leibnizischen Apokryphen im guten Sinn des Worts, ihre Stelle zu verdienen. Denn es wäre doch gewiß Schade, wenn von einem so großen und außerordentlichen Mann auch nur Eine ihm höchst wahrscheinlich angehörige Schrift durch unsre Nachläßigkeit vollends verloren gienge oder wenigstens völlig unbeachtet liegen bliebe, als wäre es gemeine Alltagswaare.

Druck des Umschlages von Metzger & Wittig in Leipzig.

